<36601511600012

Die schwarze Hand.

Aus dem Schwedischen

des

C. F. Ridderstad,

Verfasser der „Geheimnisse von Stockholm", des „Trabanten" ꝛc.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.

1852.

Die schwarze Hand.

Erster Theil.

Oestergothland ist nicht allein eine der fruchtbarsten Provinzen Schwedens; es ist zugleich eine derjenigen, an welche die meisten geschichtlichen Erinnerungen sich knüpfen, deren Wälder und Herrensitze, deren Ruinen großartiger Ritterburgen von Helden- und Liebesthaten, von Freud und Leid in stummer, aber beredter Sprache reden.

Die Burg Löfsta liegt hier, und an den mächtigen, waldbekränzten Abhängen, die zu ihr hinaufführen, kommt derjenige vorüber, der von dem Städtchen Linköping nach Norrköping pilgert.

Auf einer kleinen, von einem säuselnden Bach umflutheten Insel im Parke der Burg Löfsta erhebt sich ein Monument von Marmor, an dessen einer Seite ein Medaillon mit dem Brustbild des Reichsmarschalls Graf Axel Fersen angebracht ist, unter welchem folgende Zeilen sich befinden:

IN. DIESEM. THALE. WO.
FRUEHER. ER. GENOSS.
DIE. FREUNDSCHAFT.
UND.
DEN. FRIEDEN.
SPRICHT. MAN. DEN. SEGEN.
UEBER. SEINEN. SCHATTEN.
UND.
BEWEINT. SEINEN. TOD.

Auf der andern Seite des Monuments lies't man:

Einem unvergesslichen Bruder
ward
dieses Monument
gesetzt.
Der Mannesmuth seiner letzten Stunden
am 20. Juni 1810
geben Kunde
von
Seinen Tugenden und Seiner innern Ruhe.

Die schwesterliche Liebe hat das Monument errichtet; es wird geschützt von der Freundschaft und steht in dem dunklen Schatten einer üppigen Laube auf jener kleinen Insel, den Augen der großen Welt verborgen.

Erstes Kapitel.

Ein Unbekannter.

Wir befinden uns im Monat Mai. Schöne, sonnenklare Tage haben das Eis in dem Målarstrome geschmolzen, die Luft erwärmt und die Bäume mit grünen Knospen besäet. Die Straßen Stockholms waren trocken, die Einwohner spatzierten hin und her, gleichsam von den frischen Frühlingswinden zu einem neuen Leben aus ihren Wohnungen hervorgelockt. Alles war Bewegung, Alles athmete Gesundheit und Zufriedenheit.

In einen dunkeln Mantel eingehüllt, eilte mit schnellen Schritten ein Mann die große Neustraße entlang; der Mantelkragen war hoch über das Gesicht gezogen, der Hut tief in die Stirn gedrückt.

Während des Gehens blickte der Mann bald nach der einen, bald nach der andern Seite; mitunter blieb

re sogar stehen und betrachtete alsdann mit vieler Aufmerksamkeit die Gebäude der Straße. Unzweifelhaft suchte er irgend eine bestimmte Hausnummer. In solcher Weise hatte er fast die ganze Straße durchwandert.

Am Ende derselben, vor dem Eingange eines der schönsten und größten Gebäude, stand ein anderer Mann im schwarzen Frack, schwarzen Kniehosen mit silbernen Schnallen, in seidenen Strümpfen und in Schuhen. Dieser Mann hieß Conrad.

An die eine Seite des Thorwegs gelehnt, betrachtete Conrad seit lange die Bewegungen des unbekannten Mannes.

Den Blick auf die Hausnummer richtend, blieb dieser nun vor Conrad stehen.

„Nummer 17," sprach er vor sich hin. „Richtig, hier ist es!"

Darauf blickte er Conrad an, welcher seine nachlässige, ruhende Haltung noch immer behauptete.

„Du bist zu Hause hier!" sagte der Unbekannte zu Conrad, und zwar mit einer Sicherheit, die beinahe beleidigend war.

„Und wenn ich es nicht wäre?" erwiederte Conrad, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

„Du bist es."

„Nun ja. Wie können Sie aber mit so vieler Bestimmtheit behaupten, daß ich . . ."

„Weil Du — ohne Hut hier stehst."

„Hm!“ brummte Conrad, der diese Bemerkung ganz richtig fand.

„Du bist Kammerdiener hier,“ fuhr der Unbekannte fort, und seine Stimme war wiederum so kurz und befehlend, als wenn durchaus keine Einwendungen und keine Widerrede bei ihm erlaubt seien.

„Wer sagt Ihnen das?“

„Dein Anzug.“

Conrad fühlte sich fast unheimlich durch den Ton berührt, in welchem er angesprochen wurde, und er wollte gerade nach Umständen antworten, als der Fremde fortfuhr:

„Da, nimm diesen Brief, mein Freund, und gieb ihn sogleich Deinem Herrn.“

„Sogleich? Aber wenn er nun nicht zu Hause wäre?“

„Er ist zu Hause.“

„Sie kennen also meinen Herrn?“

„Nun, ein wenig.“

Die Antwort war zweideutig.

„Ein wenig?“ wiederholte Conrad. „Mein Herr kennt Sie vielleicht auch nur ein wenig . . . so ein wenig?“

„Vielleicht . . . vielleicht nicht. Ist die Aufschrift nicht richtig?“

Conrad las:

„An Seine Hochwohlgeboren den Herrn Baron

Ankarsparre — Ach so! von wem habe ich meinen Herrn zu grüßen?"

Der Fremde schien diese Frage nicht beachten zu wollen. Er schwieg einen Augenblick, als wollte er nachdenken, ob er noch etwas Weiteres zu sagen habe. Unterdessen hüllte er sich noch dichter in seinen Mantel ein und bereitete sich zum Gehen vor.

Er kehrte jedoch sofort wieder um und frug auf's Neue:

„Wo wohnt Graf Fersen?"

„Im Fersen'schen Palaste."

„Das weiß ich; aber wo liegt der Palast?"

„Auf dem Blasiiholm."

„Richtig; aber der nächste Weg dahin?"

„Der nächste Weg geht über die Norderbrücke."

„Ja wohl."

„Wenn Sie über die Brücke gekommen, dann gehen Sie über den Gustav-Adolfs-Platz, an dem Opernhause vorbei, an der Jakobskirche vorüber, zwischen dem königlichen Parke und dem Theater . . ."

„Und alsdann?"

„Alsdann sind Sie an Ort und Stelle, mein Herr."

„Schön," sagte der Unbekannte, und ohne irgend ein Wort weiter zu verlieren, entfernte er sich schnell. Als er um die Ecke verschwand, stand Conrad noch im Thorweg, mit dem empfangenen Briefe in der Hand.

„Was Teufel hat das hier zu bedeuten?“ sprach er und wog das gesiegelte Papier in der Hand.

„Ein Geheimniß?“ fuhr er fort. „Pah!“ und er wog immer wieder und wieder den Brief.

„Eine Karte scheint darin zu liegen,“ bemerkte er, „eine Visitenkarte, vielleicht eine Trauerbotschaft? Der Mann sah auch ganz wie eine Trauerbotschaft aus; wenigstens der Zipfel, den ich von seinem Gesichte sah, machte auf mich gerade den Eindruck, als wenn der Priester sagt: Von Erde bist Du, zu Erde sollst Du wieder werden.“

Conrad begab sich nun eine Treppe im Hause hinan und blieb vor einer hohen, mit reichen Bildschnitzereien versehenen Thüre stehen. Als er aber die Hand erhob, um dieselbe auf den Thürgriff zu legen, zog er sie nach einigem Besinnen zurück.

Die Uhr schlug in diesem Augenblick zehn in der Ritterholmskirche.

„Es ist Zeit, dort oben einen Besuch abzustatten,“ sprach er langsam und bedächtig. „Der Baron kann warten. Vor allen Dingen muß man seinen eigenen Geschäften obliegen, nachher kümmert man sich um andere Leute. Der Brief liegt ebensogut in meiner Tasche, wie in der seinigen.“

Und mit leisen Schritten verschwand er noch einige Treppen höher in demselben Hause.

Wir wollen dem Manne auf der Straße, dem

Unbekannten, folgen und verlassen Conrad vor der Thür eines Zimmers drei Treppen hoch in demselben Hause, an dessen Eingange wir ihn zuerst erblickten.

Der Fremde war bis an den Fersen'schen Palast gekommen. Spähenden Blickes war er sogar mehrere Male um denselben herumgegangen, als wollte er ihn genau untersuchen, bevor er durch das Thor eintrat.

Dieser Palast, einer der schönsten in Stockholm, und ausgezeichnet, nicht allein durch seine Größe, sondern auch durch seine Lage, wurde von dem Reichsrath Graf Wachtmeister erbaut, der das Grundstück als Geschenk von der Königin Christina erhalten hatte. Durch Vermählung und Erbschaft ging der Palast später auf die Fersen'sche Familie über. Sein ursprüngliches altes Aeußere, mit Thürmen und kupfernen Zinnen, bewahrte der Palast zwar nur bis zum Jahre **1750**, in welchem Jahre der Reichsrath Fersen ihm zum Theil sein jetziges Aussehen verlieh. Das Gebäude lehnte sich mit der einen Seite gegen einen hohen, schroffen Felsen an; diesen Felsen verwandelte der Reichsrath in einen terrassenförmigen Garten. Graf Axel Fersen bewohnte dieses prächtige, obgleich etwas düstere Gebäude um die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt.

Als der Unbekannte die Klingel an dem großen Thore ergriff, flog das Thor sofort auf.

„Wer da?“ brüllte ihm eine Stimme entgegen, als er den Fuß über die Schwelle setzte.

„Gut Freund,“ antwortete der Unbekannte in demselben Tone, zog aber dabei den Mantelkragen noch enger und höher hinauf.

Der Portier, ein alter, schwedischer Veteran, guckte aus einem Fenster rechts im Thorwege.

„Aha,“ bemerkte der Alte und streichelte seinen grauen Schnurrbart, „der Herr weiß, was Feldgeschrei und Losung zu bedeuten hat — das sind gute Zeichen! Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß es dem alten Invaliden hier Vergnügen macht, ein wenig Soldat zu spielen. Als junger Bursche bin ich nie von meinem Posten gewichen, und ich werde es, sapperment! auch jetzt nicht thun. Ich werde auf dem Posten sterben, den man mir anvertraut hat! Sie sehen wohl, daß ich jetzt auf einem Beine durch die Welt laufen muß — das zweite habe ich nämlich selbst gemacht, es ist ein hölzernes — aber so lange ich noch meine zwei natürlichen Beine hatte, hätte ich denjenigen sehen mögen, der die Büchse mir aus der Hand gewunden! Thorwache zu sein, ist dasselbe, wie Leibwache; parbleu, und eben so tapfer, wie der Gesunde seinen Posten zu behaupten wußte, ebenso wird der Invalide den Thorschlüssel zu schützen wissen.“

Es schien, als wollte der Alte gar nicht endigen; der Unbekannte unterbrach deshalb seinen Wortschwall:

„Ist der Graf zu Hause?“

„Verzeihen Sie, mein Herr, Sie meinen wohl

Seine Excellenz den Reichsmarschall, Graf von Fersen — nicht wahr, hm?"

„Ist er zu Hause?"

„Und wenn Seine Excellenz nun zu Hause wären, was dann weiter, mein Herr? Was haben Sie damit zu thun? Seine Excellenz der Reichsmarschall und Graf hat nicht Zeit, alle Welt zu empfangen. Wer sind Sie?"

„Das gehört nicht hierher."

„Nichts gehört mehr hierher, als gerade das, mein Herr. Meine Instruction, sehen Sie, befiehlt mir nicht allein, das Thor zu öffnen und zu schließen; ich bin keine Maschine — sapperment! dann wäre ich nicht im Dienste Seiner Excellenz des Reichsmarschalls und Grafen; wenn er mich nicht zum Thore hinauswürfe, ich würde mich alsdann selbst hinauswerfen. Aber ich verstehe mein Amt, gerade weil ich ein wenig Verstand im Kopfe habe. Seine Excellenz pflegt zu sagen, daß ich wie ein Cerberus aussähe — alle Teufel, der Cerberus muß ein großer General gewesen sein. Und jetzt vorwärts, marsch, mein Herr!"

Der Alte stieß die Thür zu seinem Thorzimmer auf und bedeutete dem Unbekannten, dort hineinzugehen. Einen Augenblick zweifelte dieser, aber gleich darauf trat er unerschrocken über die Schwelle.

Als die Beiden sich im Zimmer befanden, betrachtete der Invalide den Unbekannten vom Kopf bis Fuß

und maaß ihn mit einem scharfen Blicke, ohne ein Wort zu sagen.

„Du bist naseweis, mein Freund!“ bemerkte der Unbekannte.

„Das ist möglich, aber die Naseweisheit ist auch die einzige Weisheit, die einem Portier zukommt. Es scheint mir, als möchten Sie am liebsten Ihr Gesicht verstecken — wer sind Sie, mein Herr?“

„Was geht Dich das an?“

„Ich betrachte meinen Posten als einen Vorposten, und lasse Niemand durch, den ich nicht kenne. Also noch einmal — wer da?“

„Willst Du dem Grafen diesen Brief übergeben?“

„Sehr gern. Allein erst müssen Sie Ihren Namen in dieses Buch einschreiben.“

„Das thu' ich aber nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich es nicht will.“

„Hm! Hier gilt mein Wille Alles, der Ihrige dagegen nichts.“

„Ich frage Dich noch einmal, willst Du dem Grafen diesen Brief übergeben?“

„Sie haben die Bedingungen gehört, mein Herr.“

„Wohlan denn, dann gehe ich wieder fort.“

„Nicht von der Stelle! Derjenige, der in ehrlichen Absichten kommt, braucht nicht seinen Namen zu verheimlichen. Allein . . . so; nehmen Sie Platz mein

guter Mann, ich werde zu der Excellenz gehen — der alte Soldat kennt die Wege und die Stege. Sapperment, Ihre Gefangenschaft, mein Herr, soll keine Viertelstunde währen!"

Und während das alte, hölzerne Bein noch plauderte, stieß er die Thür hinter sich auf, verschwand und schlug sie schnell wieder zu.

„Verdammt!" brummte der Unbekannte, und ein gellend pfeifender Laut, als knirsche er vor Zorn mit den Zähnen, machte sich im Zimmer bemerkbar.

Der alte Veteran drehte in diesem Augenblicke den Schlüssel um — der Unbekannte war wirklich gefangen. Voll Verdruß stampfte er den Fußboden. Ohne sein Gesicht zu entblößen, warf er einen Blick nach allen Seiten des Zimmers. Im Hintergrunde desselben bemerkte er noch eine Thür. Eiligst öffnete er dieselbe, fand aber nur eine dunkle Kammer. Er trat jetzt an's Fenster, stieg auf einen Stuhl und untersuchte, ob das Fenster von innen geöffnet werden könnte, und wohin man durch dasselbe gelangen würde. Es war indessen von außen angenagelt, und es war unmöglich, es aufzustoßen. Die Scheiben entzweizuschlagen, würde nur Lärm gemacht und die Aufmerksamkeit auf ihn gezogen haben; es schien, als wollte er einer solchen Aufmerksamkeit durchaus entgehen. Er sprang wieder vom Stuhle hinunter. Er stampfte von Neuem mit dem Fuße, allein der feste Lehmboden des Zimmers gab kei-

nen Laut von sich; er knirschte mit den Zähnen. Schade, daß man den wilden Ausdruck nicht bemerken konnte, der in diesem Augenblicke aus seinem Antlitz sprach. Jetzt beugte er das Ohr an das Schlüsselloch. Er lauschte mit der größten Aufmerksamkeit. Er hörte Tritte, er drückte das Ohr noch näher an das Schlüsselloch — Die Tritte schienen immer näher zu kommen . . . näher . . . immer näher . . .

Als der alte Veteran nach ungefähr zwanzig Minuten wieder in's Zimmer trat, fand er die Thür angelehnt, das Zimmer leer. Auf dem Tische lag ein Brief mit Aufschrift an Herrn Grafen A. v. Fersen; und in dem Buche, welches der Alte gewöhnlich die „Memoiren eines Portiers“ zu nennen pflegte, stand geschrieben:

„Ein Unbekannter.“

Zweites Kapitel.

Das Gypsbild.

Schnellen Schrittes eilte Conrad die Treppe hinan, und blieb endlich vor einer Thür im dritten Stockwerke stehen. Aus dem Zimmer tönten heftige Schritte, und er hörte deutlich, wie derjenige, von welchem diese Schritte herrührten, dann und wann mit sich selber sprach.

Während Conrad noch vor der Thür steht, wollen wir das Zimmer und dessen unruhigen Besitzer näher betrachten.

Das erstere deutet durchaus nicht auf einen besonders feinen oder edlen Geschmack! Die Möbel sind aus verschiedenen Zeitperioden; Altes und Neues, Pracht und Dürftigkeit scheinen hier mit einander zu wetteifern. Das Sopha, ein schönes, sogar meisterhaftes

Stück, ist schmutzig, und der Ueberzug geflickt. Die Stühle sind weiß angestrichen und mit verschiedenen Ueberzügen versehen. Am Pfeiler, zwischen den mit seidenen Gardinen versehenen Fenstern, steht eine hübsche Damenchiffonnière, welcher jedoch der eine Fuß fehlt, den man durch aufgestapelte Bücher ersetzt hat. Das Bett, in eine kleine Vertiefung in der Wand eingeschoben, besteht aus grobem Zeuge, und befindet sich in einem eisernen Gestelle. Auf einem einfachen, roth gemalten Tische, an dem einen Ende, steht ein offener, kleiner Kasten, in welchem zwei blank-polirte, mit der größten Kunstfertigkeit gearbeitete Pistolen ruhen, und zwar in purpurrothem Sammet.

In einem Winkel des Zimmers steht auf einem Postament ein Gypsbild, einen jungen, schlanken, hohen, schönen Mann vorstellend, der sich auf seinen Degen stützt.

In diesem Zimmer nun wandert ein Mann, mit auf dem Rücken verschlungenen Armen, ruhig auf und ab.

Sein ganzes Aeußere hat ein Gepräge von mißglückter Vornehmheit, seine Gestalt ist groß und steif, die Stirn niedrig, aber doch trotzig, die Backenknochen hervorstehend, die Gesichtsfarbe blaß. Die Augen sind groß, aber matt, sie sind auf den Fußboden gerichtet, und es scheint, als sei der Mann ganz und gar von wichtigen, tiefen Gedanken erfüllt.

Er trägt einen grünen Schlafrock von Manchester, und das helle, etwas struppige Haar ist von einer schwarzen, mit Perlen besetzten, mit einer goldenen Quaste versehenen Mütze bedeckt.

Der Mann bleibt einen Augenblick vor dem Gypsbilde stehen. Düster und drohend hebt sein Blick sich von dem Fußboden, und schwebt langsam über das Bild Ein Blitz des Hasses liegt in diesem langsamen, finstern Blicke.

Die Person, die wir hier geschildert haben, ist Robert Ankarsparre.

„Wehe Dir!“ spricht er drohend vor sich hin.

Diese Drohung ist jedoch kaum ausgesprochen, als er sich schnell von dem Bilde abwendet, und von Neuem seine einförmige Wanderung auf und ab im Zimmer fortsetzt. Seine Schritte sind so gemessen, sein Gesicht so ruhig, ohne Ausdruck, daß man glauben sollte, es sei eine Maschine, die sich hin und her bewegte. In solcher Weise verschwindet eine Stunde nach der andern . . . jetzt hört man einen leisen Lärm vor der Thür. Er bleibt stehen. Der Lärm fährt fort. Es ist gewissermaaßen ein Kratzen an der Thür. Robert kehrt sich um, und nimmt eine lauschende, aufmerksame Stellung an.

„Ich bin es; ich, Conrad!“ flüsterte eine heisere Stimme von außen durch das Schlüsselloch.

„Er ist es!" spricht der Wanderer im Zimmer, und nähert sich der Thür.

„Machen Sie auf," flüstert es wiederum durch das Schlüsselloch.

Die Thür geht auf.

Der jetzt Eintretende war ungefähr von demselben Alter, wie der stumme Wanderer im Zimmer, allein er sah dessenungeachtet etwas älter aus, und seine Gesichtszüge waren weit gemeiner. Das Antlitz war flach, mit einer aufgestülpten Nase. Die Augen tiefliegend, klein und schwarz, wie zwei Kohlen, obgleich der mitunter emporflammende Blick anzudeuten schien, daß diese Kohlen glühten. Die Lippen waren dick und hervorstehend; sie hingen fast über ein verhältnißmäßig noch längeres Kinn hinaus.

Der Leser kennt bereits diesen Mann: es war Conrad.

Edle, gute Menschen treten einander offen und vertrauensvoll entgegen, und verstehen sich leicht. Zwischen edlen Naturen giebt es keine Räthsel: Alles ist erklärt, Alles ist offen, weil es edel, weil es schön, rein und gut ist. Die schlechten, moralisch-niedrigen Wesen dagegen, wenn sie sich begegnen, kennen einander zwar instinctmäßig wieder, allein sie begegnen sich mit verstohlenen Blicken und furchtsam, als wenn sie immer im Begriff wären, ein Verbrechen auszuüben, als wenn sie immer darauf vorbereitet sein müßten, von

einem Ankläger oder einem „Freunde" entdeckt und verrathen zu werden.

Als Conrad eintrat, blieb er an der Thür stehen, und beschäftigte sich damit, dieselbe vorsichtig und langsam wieder zu verschließen. Vielleicht überlegte er, was er sagen wollte.

Die zwei, jetzt einander gegenüberstehenden Personen schienen einander sehr wohl zu kennen, aber durchaus kein Vertrauen zu einander zu hegen. Der Mann mit der mißglückten, jämmerlichen Vornehmheit warf den Kopf zurück, und nahm eine Haltung an, die stolz sein sollte, die aber weit eher höhnisch war. Er streckte den einen Fuß vor, stemmte die rechte Hand in die Seite, runzelte die Augenbrauen, und warf die Lippen empor. In solcher Weise schien er seine innersten Gedanken gegen jede Ueberraschung verbarricadiren zu wollen.

Die andere Person, Conrad, senkte die Augen zu Boden — oder richtiger, er senkte nur die Augenlider, indem er doch dessenungeachtet seinen Gegner anblickte.

„Nun, mein lieber Conrad, was hast Du mir zu erzählen? Du hast etwas auf Deinem Gewissen, ich sehe es."

Conrad schwieg, allein ein Lächeln sprach aus seinen halbverschlossenen Augen, während er sinnend und gleichsam unwillkürlich an seinem Rocke zupfte.

Plötzlich schlug er jedoch das Auge auf; ein lan-

ger Strahl von flammendem Feuer lag in diesem Blick.

„Herr königlicher Secretair!“ sprach er.

Allein er fuhr nicht fort; er schwieg wieder, und die Augenlider fielen von Neuem über die kleinen Augen.

„Sprich, sage Deine Meinung rund heraus, Conrad. Du kennst mich. Wir wollen aufrichtig gegen einander sein. Was ist geschehen?“

„Sie sagen, Herr Secretair, daß wir einander kennen?“ fuhr Conrad fort; „allein ist es auch in der That so, ist es wirklich gewiß, daß wir ...“ er machte eine kleine Pause ... „daß wir — einander kennen?“

„Was heißt das?“

„Wenn wir wirklich einander kennen, so können wir auch einander ganz bedeutend nützen.“

„Ganz gewiß — das habe ich immer als eine Thatsache betrachtet.“

„Immer?“

„Gewiß, immer!“

„Bis jetzt sind wir eigentlich nur umhergegangen, und haben einander angesehen — wollen wir dies noch weiter fortsetzen, oder wie meinen Sie, mein Herr?“

„Nein, nein, mein lieber Conrad, wir haben ja keine Geheimnisse vor einander — also zur Sache!“

„Wohlan denn, ich will Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen, unumschränktes Vertrauen in Sie setze.“

„Laß hören.“

Conrad schwieg einen Augenblick, aber auch nur einen einzigen; er hatte seinen Entschluß gefaßt. Schnell und plötzlich näherte er sich einen Schritt; seine Lippen bewegten sich.

„Sie hassen Ihren Bruder!“ sagte er mit seiner heisern Stimme.

„Hassen?“ wiederholte der Andere fast mechanisch, während er den hervorgeschobenen Fuß zurückzog.

„Sie hassen ihn aus Ihrem ganzen Herzen, aus Ihrer ganzen Seele,“ fuhr Conrad fort. „Das Familienband zwischen Ihnen und ihm, ist eine drückende Kette, welche Sie mehr, denn einmal, verflucht haben. Sie würden nichts dagegen haben, wenn Ihr Bruder todt und ...“

„Und?“

„Und ermordet wäre,“ ergänzte Conrad seine Meinung, indem er Robert dreist in die Augen blickte. Dessen plötzliche Ueberraschung entging durchaus nicht seiner Aufmerksamkeit.

„Ich habe das Wort gesprochen, das Wort, welches mit verzehrendem Feuer lange genug, sowohl in Ihrer, wie in meiner Seele gebrannt hat!“ fuhr Conrad mit steigender Leidenschaft fort. „Ich habe Ihnen die Auflösung des Räthsels gegeben, welches bereits lange der Gegenstand sowohl Ihrer Ueberlegungen, wie meiner Gedanken gewesen. Verstehen wir jetzt einander,

oder wie? ... Hören Sie mich, mein Herr! Ich bin ein einfacher Mann, ich bin nur ein Diener, allein die erste Pflicht eines Dieners ist, seinen Herrn zu studiren, ich möchte sogar sagen, seine Herren, d. h. den Kreis, in welchem er sich beschäftigt. Ich habe auch Sie studirt, mein Herr. Sie sind überrascht — Sie erblassen. Vielleicht fürchten Sie, daß ich verrathen sollte, was ich in Ihrem Antlitz gelesen, was ich aus Ihrem Blick gesehen; fürchten, daß vielleicht auch ein Anderer darin gelesen haben könnte? Allein fürchten Sie nichts: nur ich habe Ihre Blicke verstanden, nur ich habe Ihre Gesichtszüge, Ihre unsicheren Schritte, Ihr Schwanken bei verschiedenen Fällen bemerkt, weil ich, und ich mehr wie alle Andern, denselben Mann hasse, den Sie gleichfalls hassen. Fürchten Sie nichts!"

Conrad schwieg, gleichsam, als erwartete er eine Antwort; allein Robert schwieg auch. Sein Arm war schlaff herabgesunken, sein Kopf auf die Brust gefallen, sein Auge auf den Boden gerichtet, und sein Antlitz todtenblaß.

Haß und Liebe haben sehr viel Aehnlichkeit mit einander. Sie werden im Herzen unter dem Einfluß desselben Gestirns geboren: der Stern hat sich nur umgekehrt. Der Maaßstab unserer Leidenschaften sollte von unserer Vernunft bestimmt werden; allein die Vernunft, von den Leidenschaften beherrscht, verliert ihren Einfluß. Indem wir uns den mächtigen, blinden Ein-

drücken unserer Sympathien oder Antipathien hingeben, werden die Worte Anderer, durch welche die Vernunft und die Gewalt des Verstandes sich äußert, für uns entscheidend.

Robert war nicht allein überrascht, es war ihm gleichsam, als sei ein verworrener, dunkler Bann gebrochen; es war ihm, als sei ein rothflammender Blitz inmitten der Nacht hineingeschlagen, und als habe derselbe die Nebel verscheucht, so daß er jetzt seine langen Ahnungen, seine langen Träume in einem klaren Lichte schaute. Ich hasse! las er tief in seinem eigenen Innern.

Als Conrad keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Ihr Herr Vater war zweimal verheirathet. Seine erste Gemahlin besaß ein ungeheueres Vermögen; dasselbe vererbte sich auf ihren einzigen, gesetzmäßigen Erben, auf Ihren Bruder, Ihren Stiefbruder. Die zweite Gemahlin Ihres Herrn Vaters war ebenso arm, wie die erste reich war, und auf Sie, Herr Secretair, vererbte sich — die Armuth. Die Ungleichheit solcher Stellung gebahr früh einen bittern Unwillen. Der Reiche haßt nicht den Armen, der Arme jedoch oft den Reichen.“

Robert athmete kaum, er hörte nur, hörte mit dem Alles verschlingenden Geize des Hasses. Conrad fuhr fort:

„Ihr Herr Vater wurde baronisirt. Nach seinem

kurz darauf eintreffenden Tode übernahm Ihr Bruder nicht allein die Reichthümer der Familie, sondern auch den Titel des Barons. Er hat Alles, er ist Alles — Sie sind gar nichts. Allein ...“

„Weiter, weiter!“

„Allein ...“ Conrad verstummte jedoch.

„Allein?“

Conrad antwortete nicht, aber er betrachtete Robert mit einem listigen Blick. Er wollte den Eindruck beobachten, den er hervorgebracht hatte: derselbe war ein mächtiger, ein starker. Und nun fügte er in einem fast spielenden, scherzenden Tone hinzu:

„Eine rasche That — und Vieles würde anders sein können.“

„In welcher Weise? Wie meinst Du das? Rede — rede, rede!“

„Ich habe Alles gesagt: jetzt müssen auch Sie das Wort ergreifen.“

„Ich?“

„Versteht sich ... d. h. wenn Sie etwas zu sagen haben,“ fügte Conrad hinzu, und seine Lippen verzogen sich in ein listiges Lächeln.

Robert begriff zwar seine Meinung, aber er schwieg jedoch. Es schien, als sei er in Ungewißheit über das, was er äußern dürfte.

Er kreuzte die Arme auf den Rücken, wandte sich von Conrad ab, und begann im Zimmer auf- und ab-

zugehen. In seiner einsamen, bittern Laune hatte er sich daran gewöhnt, sich in solcher Weise zu bewegen, wenn er etwas überlegen wollte.

Conrad folgte ihm mit den Blicken; er wollte seine sichere Beute nicht entschlüpfen lassen. Beruhigt durch die wilde, satanische Theilnahme, mit welcher seine Aeußerungen gehört worden waren, faßte er den Entschluß, einen andern Gegenstand des Gesprächs zu wählen, damit er gleichsam auf Abstand Roberts Unwillen gegen seinen Bruder unterhalten könne, und doch zu gleicher Zeit seine Ueberlegungen nicht zu stören brauchte.

„Apropos," sprach er deshalb mit der größten Gleichgiltigkeit, „Sie haben doch wohl von der sonderbaren Liebesgeschichte gehört?"

„Liebesgeschichte?" wiederholte Robert, aber er fuhr fort, im Zimmer auf- und abzugehen, und weil seine Seele noch zu sehr mit dem ersten Gegenstand des Gesprächs beschäftigt war, kümmerte er sich nicht ernstlich um diese Aeußerung Conrads.

„Ja, ja, die Geschichte ist zwar unbedeutend, allein aus einem kleinen Stückchen Holz läßt sich auch ein Schifflein machen, und das Kleine ist nicht deshalb unbedeutend, weil es klein ist.

„Die Geschichte ist eigenthümlich genug."

„Vor ungefähr acht Tagen ritt Ihr Herr Bruder, der Baron, wie gewöhnlich, ungefähr um sechs Uhr des Abends aus; und wie Sie wissen, begleite ich gewöhn-

lich meinen Herrn auf dergleichen Spaziergängen. Diesmal — es war das erste Mal seit langer Zeit — lenkte er das Pferd auf den Weg nach Carlsberg. Ungefähr um halb sieben waren wir dort. Der Abend war außerordentlich schön. Auf Carlsberg angelangt, machten wir einige Wendungen auf dem Schloßhofe, und ich glaubte nun, wir würden wieder nach der Hauptstadt zurückkehren. Allein diesmal fiel es dem Herrn Baron sogar ein, zu Fuß promeniren zu wollen. Gesagt, gethan. Er sprang vom Pferde, und ich empfing dasselbe mit dem Befehl, am Wirthshause zu warten. Aber, mein Herr, im Verlauf der Zeit habe ich die Gewohnheit erhalten, so weit möglich, meinen Herrn und Gebieter nicht aus den Augen zu lassen. Niemand kann es wissen — es könnte ihm ja irgend ein Unglück passiren, und dann dürfte doch ein Diener, der so treu ist, wie ich, nicht an Ort und Stelle vermißt werden. Aus lauter Liebe folgte ich ihm also auch jetzt — versteht sich jedoch, in gehöriger Entfernung. Mein Herr hatte sich unterdessen an den größten Teich des Parks begeben. Vielleicht wissen Sie, Herr Secretair, daß dort ein ausgezeichnetes Echo ist? Wenn man dort laut ruft, antwortet es vom Berge drüben auf der andern Seite des Carlsberger See's drei, vier, wenn nicht gar fünf Mal. Nun also: in seinen Schwärmereien fiel es meinem Herrn und Gebieter ein, er könne gleichfalls ein Gespräch mit dem Echo beginnen. Er rief

— das Echo antwortete. So ging es eine Weile. Ich hatte unterdeß Platz auf einer Bank in einiger Entfernung genommen, und saß so, daß ich Alles sehen und hören konnte, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Ich weiß nicht, wie mein Herr, der sonst im Ganzen ziemlich ernst ist, auf den Gedanken kam, einige recht kindische, wo nicht einfältige Fragen an das gesprächige Echo zu richten; aber wahrscheinlich glaubte er sich ganz unbemerkt, daß Niemand ihn hörte, weshalb er sich den Eingebungen des Augenblickes überließ. So z. B. frug er: Wie wird mein Schicksal werden ... werde ich heirathen ... wie heißt sie ... wo werde ich sie finden? u. s. w. Ich konnte mich kaum des Lachens erwehren, so sentimental schien er mir zu sein. Aber plötzlich — ich hatte meine Aufmerksamkeit so ganz auf ihn gelenkt, daß ich nicht bemerkte, von woher die nun auftretende Person kam — plötzlich sah ich, wie eine Hand sich hinter ihm ausstreckte, und mit einer leichten Bewegung auf seine Schulter fiel. Der Baron wandte sich schnell um, und er, sowie auch ich, erblickte — eine Dame.“

Robert, welcher während der ganzen Zeit im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb jetzt stehen.

„Eine Dame?“ frug er.

„Wie ich Ihnen sage.“

„War sie schön?“

„Ich habe noch nie ein schöneres Frauenzimmer

gesehen: sie war schlank, groß, fröhlich, frisch. Soweit ich mich auf dergleichen verstehe, war sie in der That schön."

„Nun — weiter, fahre fort!"

„Sie trug eine ausgezeichnet schöne Reittracht. Von dem schwarzen Barrett herab wehte eine kleine, naseweise, roth und blaue Feder. In der Hand schwang sie eine Reitgerte."

„Was wollte die Dame? Kannte mein Bruder sie?"

„Hören Sie nur zu, Herr Secretair. Das einnehmende, schöne Mädchen, welches plötzlich in einer so überraschenden Weise, und in einem Augenblick, in welchem er sich ganz allein wähnte, meinem Herren unter die Augen trat, rief ersichtlich sowohl sein Erstaunen, wie seine Bewunderung hervor."

„Das ist sonderbar! Wie endigte das Abenteuer?"

„Von seiner Ueberraschung zurückgekommen, wollte der Baron reden, das sah ich deutlich; alsdann aber erhob die schöne Dame eine Hand, so weiß, als sei dieselbe von Schnee, und nur von Schnee gebildet, und die Bewegung, die sie dabei mit dem Finger that, und der Blick, welcher diese Bewegung begleitete, war so sprechend, daß man unmöglich ihren Wunsch mißverstehen konnte. — Still! meinte sie.

„Darauf streckte sie die Hand aus, und deutete auf die andere Seite des Sees hinüber. — Blicken

Sie dorthin, sagte sie, — blicken Sie aber sehr genau, sehr aufmerksam, und Sie werden dort etwas entdecken!

„Der Baron wandte den Kopf nach der angedeuteten Richtung. Auch ich blickte dorthin.

„— Sehen Sie, sehen Sie! sprach die Dame.

„Wir sahen Beide hinüber, aber wir bemerkten nichts.

„Als wir uns wieder umkehrten, war die schöne Dame verschwunden — sie hatte uns Beide, den Baron und mich für Narren gehalten.“

„Sie hat einen Scherz mit ihm getrieben!“ bemerkte Robert.

„Wahrscheinlich, aber der Scherz hat tiefe Wurzeln geschlagen.“

„Wie so?“

„Seitdem ist der Baron jeden Tag um dieselbe Zeit in dem Carlsberger Park gewesen.“

„Und hat er die Dame dort wieder getroffen?“

„Jedes Mal.“

„Wer ist sie denn?“

„Ich glaube kaum, daß er es bis jetzt erfahren hat.“

„Er hat doch wohl mit ihr gesprochen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du hast ihn also nicht begleitet?“

„Ja, doch.“

„Nun?“

„Es ist ein ganz sonderbares Verhältniß. Wenn wir in Carlsberg angelangt sind, empfange ich jetzt, wie immer, die Pferde, aber immer rufe ich auch Jemand herbei, der sie mir wieder abnimmt, und vorsichtig schleiche ich mich alsdann hinter meinem Herrn einher. Das zweite Mal, als er sie traf, stand er am Monumente Döbeln's. Eins, zwei, drei, war sie an seiner Seite. Auch dann bedeutete sie ihm, zu schweigen — auch dann trieb sie denselben Scherz und entschlüpfte wie das erste Mal. Zum dritten Mal traf er sie an dem Tempel im Parke, und immer plötzlich, unvermuthet und in überraschender Weise. So weiß ich, daß er sie fünf oder sechs verschiedene Mal getroffen hat.“

„Und damit ist die Geschichte zu Ende?“

„Zu Ende — solche Geschichten endigen nicht in solcher Weise.“

„Nun also weiter!“

„Ich meines Theils weiß weiter nichts, aber! ...“

„Aber?“

„Aber obgleich noch weiter nichts geschehen ist, so dürfte es doch von selbst dahin kommen. ...“

„Ich versteh' Dich nicht!“

„Verstehen Sie nicht, Herr Secretair, daß, was bis jetzt geschehen, gewissermaaßen nur ein Anlauf zu demjenigen ist, was geschehen soll? Ich meines Theils

glaube wenigstens ... es scheint mir wenigstens leicht zu sagen, wie eine solche Geschichte endigen wird."

„Sprich deutlicher, Conrad!"

„Eine Liebesgeschichte kann ja doch nur in einer einzigen Weise endigen?"

Conrad betonte dieses „einzige Weise" ganz besonders und warf einen prüfenden, forschenden Blick auf Robert.

„Eine Vermählung!" murmelte dieser.

„Und natürlicher Weise wird alsdann die Familie des Herrn Barons durch viele edle und prächtige Exemplare fortgepflanzt werden, nicht wahr, das dürfte den Onkel sehr erfreuen?"

Robert biß sich in die Lippen.

„Wie vergnüglich wird es Ihnen nicht sein, Herr Secretair, wenn Sie erst Gevatter stehen werden, bei der Taufe des Erstgebornen Ihres Herrn Stiefbruders — das wird eine rührende Familienscene werden, Herr Baron ... Herr königlicher Secretair, wollte ich sagen!"

Robert erblaßte vor Verdruß, kreuzte die Arme auf den Rücken, und maaß das Zimmer mit großen, schnellen Schritten.

„Wahrscheinlich wird man dem kleinen Baron in der Taufe Ihren Namen geben, um Ihnen eine Artigkeit zu erzeigen — der Herr Baron ist ja immer so artig gegen Sie ... und denken Sie sich nur, wie

allerliebst es werden wird, wenn Sie den kleinen, reichen Erben auf Ihrem Knie reiten lassen, wenn Sie ihm dann und wann ein kleines Wiegenlied vorsingen."

Der absichtliche Spott Conrads traf tief. Robert beeilte seine Schritte, als sei er von einem bösen Geiste getrieben. Seine Augen erweiterten sich fast, und dann und wann zitterte seine Unterlippe.

Conrad lachte.

„Ihre Stellung, Herr Secretair, dürfte sich sehr verbessern, wenn der Baron sich vermählt. Vor allen Dingen dürfen Sie dann eine Hand küssen, die so weiß wie Schnee ist, dürfen mitunter Ihre schöne Schwägerin auf Bälle und in Gesellschaften führen — und ferner noch..."

Robert blieb stehen.

„Was ferner?"

„Ferner," lächelte Konrad, „dürfen Sie auch dem kleinen Baron Spielsachen, Steckenpferde u. s. w. verehren."

„Schweig, Conrad — ich befehle es Dir — schweig! ... Du verspottest meine Schwäche ... Du hast Recht — ja, Du hast Recht: ich habe einen schwachen Charakter! Allein Du hast mich bis an den Rand des Abgrundes geführt und mir meine Zukunft gezeigt, mir gezeigt, was ich zu erwarten habe ... ich werde mit meiner Mutter reden ..., o, ich werde mit ihr reden!"

Bei diesen letzten Worten ließ Conrad wieder die Augen nieder, indem er sprach:

„Daran thun Sie sehr gescheidt, sehr gescheidt, weil Ihre Frau Mutter Ihnen eine vorzügliche Rathgeberin bei dem Einkauf der Weihnachtsgeschenke werden dürfte.“

„Du treibst einen unzeitigen Scherz — Du kennst meine Mutter nicht!“

„Ich kenne sie, mein Herr! Sie liebt ihren Stiefsohn eben so warm, eben so treu und aufrichtig, wie Sie Ihren Stiefbruder lieben, Herr Secretair.“

„Das ist richtig ... also?“

„Nun, diese Liebe ist ja durchaus natürlich: sie ist Mutter, Stiefmutter!“

„Weshalb fürchtest Du dann, daß ich ihr mein Vertrauen schenke?“

„Um aufrichtig zu sein, muß ich Ihnen sagen, daß ich noch nie Vertrauen zu einem Frauenzimmer gehabt habe. Jedes Weib kommt mir wie Oel vor; ein Papier, und wenn es selbst das größte Geheimniß enthielt ... wenn man es einölt, wird es — durchsichtig.“

„Meine Mutter kann schweigen, wie das Monument auf einem Grabe.“

„Sie haben Recht, Herr; wie das Monument auf dem Grabe Ihres eigenen Glückes! ... Aber jedenfalls: was Einer thut, sieht Niemand; was Zwei thun,

kann schon Einer bezeugen; und was Drei thun, darüber können schon Zwei ein gesetzliches Zeugniß ablegen.“

„Was willst Du denn, daß ich thun soll? Ich bin zu Allem bereit!“

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr!“

„In welcher Weise?“

„Das ist Ihre Sache, Herr Secretair!“

Es schien, als wollte Robert seine Gedanken sammeln, indem er noch immer in seiner monotonen Weise im Zimmer auf= und abging. Er wußte eigentlich nicht, was er von Conrad glauben sollte, wußte nicht, ob er das richtig aufgefaßt hatte, was dieser geäußert, er fürchtete, seine nur dunkel ausgesprochenen Absichten mißverstanden zu haben — und je mehr er über diese Aeußerungen nachsann, destoweniger begriff er sie, bis er endlich zu dem leeren Resultate gelangte, daß er in der That nichts begriff. Alles, was Conrad geäußert hatte, war verflogen und würde wahrscheinlich kaum eine Spur hinterlassen haben, wenn nicht Conrad, der ihm aufmerksam mit seinen Blicken gefolgt war, ihm plötzlich unter die Augen getreten wäre und dadurch seinem Gang Halt geboten hätte.

„Ich trage ein großes Geheimniß mit mir herum!“ sprach Conrad plötzlich.

„Du?“

„In meiner Hand trage ich Ihre Baronie, Herr

Secretair. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß wir denselben Wunsch hegen, ganz denselben ...“ und er that eine gewaltsame Bewegung mit der Hand, als wenn er Jemand niederstoßen wolle.

„Ah!“

„Aber kein Wort zu Ihrer Mutter — schwören Sie es mir — kein Wort!“

„Ich schwöre.“

Conrads Gestalt wuchs fast, während er diese kurzen, zweideutigen Worte äußerte. Er war nicht mehr Herr seiner selbst. Erschöpft und ermattet durch die beschränkte Form, in welcher er sich immer bewegen mußte, überließ er sich jetzt ganz dem Recht der freien Aeußerung der Leidenschaft. Sein Kopf hing nicht mehr, sondern er trug ihn stolz und frei und sein ganzes Aeußere hatte, wenn auch kein angenehmes, jedoch wenigstens ein originelles und kräftiges Gepräge angenommen. Er hatte sich Robert bis auf kaum einen einzigen Schritt genähert.

„Sie hassen Ihren Bruder — aber ich, ich hasse ihn noch mehr, noch unauslöschlicher!“

Und seine Augen flammten.

„Mein Haß ... o ich fühle, daß ich zittere, wenn ich an meinen Haß denke!“

Robert war im höchsten Grade erstaunt über den dreisten, entschlossenen, wilden Ausdruck, der aus Conrads Antlitz leuchtete. Er hatte ihn noch nie so gesehen.

„Ich würde Ihnen ein ganze Geschichte, einen ganzen Roman, eine ganze Tragödie, wenn Sie wollen, erzählen können," fuhr Conrad fort .... „aber ... gleichviel — ein gebrochenes Herz hat nur Bedeutung für denjenigen, der es in der Brust trägt."

„Vertraue Dich mir!"

„Haben Sie gehört, Herr ... haben Sie den verworrenen Gesang eines armen, wahnsinnigen Mädchens gehört, der mitunter in der Nacht vor diesem Hause ertönt?"

Robert blickte ihn erstaunt an. Er erblaßte zugleich, allein Conrad bemerkte es nicht.

„Kennen Sie dieses Mädchen?"

Robert wandte sich ab.

„Rache ... blutige Rache!" sagte Conrad.

Ein leichtes Beben durchzitterte Roberts Glieder.

„Allein geben Sie mir einen Beweis, Herr, daß ich nicht gegen Ihren Willen, gegen Ihren Wunsch handle, — überzeugen Sie mich, daß wir dasselbe Ziel erstreben, daß ... daß ..."

Seine Erregung war so groß, daß er kaum zu reden vermochte. Bald schoß das Blut ihm in die Wangen, bald erblaßte er und seine Lippen zitterten.

„Daß ..." stammelte er, „daß Sie meine That gutheißen, damit ich nicht in meinen alten Tagen aus diesem Hause gejagt und der Armuth und dem Elende des Verbrechens blosgestellt werde! Versprechen Sie

mir, daß solches nicht geschehen soll, geben Sie mir ein Zeichen, reden Sie ein Wort — und ... und ..."

Er schwieg.

Die Heftigkeit, die wilde Leidenschaft, mit welcher Conrad sich ausdrückte, die Alles verachtende und verhöhnende Rachegier, die aus seinen Augen flammte, Alles überzeugte Robert, daß er auf ihn bauen konnte und daß es sich hier nicht um nur leere Worte handelte. Er erinnerte sich jedoch jetzt wieder daran, daß Conrad gesagt habe, er sei im Besitz eines großen Geheimnisses, und der Wunsch, dasselbe kennen zu lernen, bevor er weiter ging, bemächtigte sich seiner.

„Aber die Art und Weise?" bemerkte er deshalb.

„Das wird meine Sache sein, Herr," antwortete Konrad kalt — „jetzt frägt es sich nur, was Sie denken! Ich muß eine Vollmacht in blanco haben, sonst nützt mir Alles nichts."

„Aber wenn auch ich meine Bedingungen stellte?"

„Ich gehe auf keine solche ein!"

„Allein ich muß die Sache überlegen."

„Weshalb? die Sache ist ganz einfach: ich erbiete Ihnen, ein reicher Mann zu werden, eine schöne und geachtete Stellung im Staate einzunehmen, und zwar nur unter der Bedingung, daß Sie sich ein wenig dankbar gegen denjenigen erzeigen, der Ihnen das Alles giebt."

„Erinnerst Du Dich des Erlösers, als er versucht wurde ...“

„... vom Teufel — ja, ich erinnere mich dessen. Allein Sie sind kein Erlöser, Sie sind ...“

„Was wolltest Du sagen?“

„O, nichts, gar nichts, es war nur ein Einfall, ein dummer Einfall!“

Robert ging wieder einige Mal im Zimmer auf und ab.

„Du wirst nicht allein um Dein Geheimniß sein?“ sagte er, als er wieder vor Conrad stehen blieb.

„Allein — dazu kann ich mit demselben Rechte ja wie nein antworten.“

„Ich will wissen, wer um das Geheimniß weiß.“

„Unmöglich, Herr! Mein Mund ist versiegelt und was ich weiß, dafür hat keine Sprache die Worte. Uebrigens wird das Ihnen nur gleichgültig sein müssen.“

„Du sagtest jedoch soeben: was Einer thut, sieht Niemand, was Zwei thun, kann schon Einer bezeugen ... u. s. w.“

„Sie befehlen also? ...“

„Ja, ja!“

Conrad zögerte und es war ersichtlich, daß er in Zweifel war, wie er sich ausdrücken sollte.

„Wenn ich Vertrauen zu Dir haben soll, dann muß ich auch wissen, zu wem Du Vertrauen hast.

Das Eine ist von dem Andern abhängig. Wer sind Deine Vertrauten?"

„Das sind ..."

„Sprich, sprich!"

„Das sind meine ... meine — Mitschuldigen!" versicherte Conrad.

„Du willst mir entschlüpfen!"

Conrad faßte sich wieder.

„Glauben Sie mir, Herr, ich kann Ihnen in diesem Augenblicke nicht Alles mittheilen. Wenn es Zeit ist, sollen Sie auch wissen, was ich weiß — jetzt aber nicht. Wenn Sie wüßten ... doch lassen wir das, es wird gleichgiltig sein, mehr als ein Faden ... o wie viele laufen nicht in meiner Hand zusammen — ja, ich schwöre es Ihnen! Bauen Sie auf mich, aber erlauben Sie mir, zu schweigen!"

„Wann wirst Du Dich denn erklären?"

„Später, später, künftig, wenn ich es kann, wenn Alles bereit ist."

„Mag es denn so sein!"

„Haben Sie sich entschlossen? Geben Sie mir denn einen deutlichen Beweis Ihrer Gesinnung — ich fordere kaum ein Wort."

„Du sollst den Beweis erhalten!"

Schnellen Schrittes näherte Robert sich jetzt der kleinen Chatoulle auf dem Tische am Fenster und nahm hier aus dem rothen Sammet die beiden blanken Pi-

stolen heraus, die wie Silber in dem durch die Fenster fallenden Sonnenschein glänzten.

„Merke Dir, was ich thun werde — Du wirst es nicht leicht in mehr denn einer Weise deuten können. Ich antworte nicht mit Worten, sondern mit mehr denn Worten, mit …“

Er spannte den Hahn der kleinen Mordwaffe, die in seiner Hand wie eine giftige Schlange glänzte. Conrad begriff nicht, was er zu thun beabsichtigte, allein seine Blicke folgten ihm mit der größten Ungeduld.

Mit gerunzelter Stirne und mit einem düstern, unheilschwangern Blick erhob Robert bereits das flimmernde Rohr.

„Siehst Du die Statue dort?“

„Jawohl.“

„Sie ist das Bild meines Herrn Bruders!“

In demselben Augenblicke knallte der Schuß, eine Feuerflamme schoß aus der Mündung der Pistole hervor, der Pulverdampf erfüllte das Zimmer und man hörte das Rasseln des herabfallenden, in tausend Stücken zermalmten Gypsbildes.

Als Robert seinen Arm sinken ließ und nach Conrad blickte, war dieser verschwunden. Indem die Statue zusammenfiel, hörte Conrad den feinen, durchdringenden Laut einer Klingel im untern Stockwerke, und er wagte es nicht, mit seinem Erscheinen zu zögern.

Drittes Kapitel.

Ein Gespräch.

„Ist der Baron zu Hause?“ frugen zwei elegante junge Männer Conrad, als er auf die Flur trat.

„Ja!“ war seine kurze Antwort.

„Melde uns an — beeile Dich!“

Die beiden Herren traten in den Vorsaal, während Conrad sich zu seinem Herrn begab.

„Eine verteufelt schöne Wohnung!“ bemerkte der Eine, indem er um sich blickte.

„Pah!“ antwortete der Andere — „was kümmert mich die Wohnung: ich habe den Besitzer lieber!“

„Das eine Gute schließt nicht das andere aus. Ich bin sehr schwach gegen einen solchen Reichthum, vereint mit einem solchen Geschmack, wie man ihn hier erblickt. Unter allen unsern Bekannten beneide ich un=

sern Freund hier am meisten; das Schicksal hat ihn wirklich mit Glück überschüttet. Er ist reich, wie ein Crösus, stattlich, wie ein Apoll, stolz, wie ein Jupiter, frisch und muthig, wie ein Mars, geliebt und geschätzt, wie .... um Gotteswillen, schweig doch endlich! Wenn Du zu befehlen hättest, er würde in einer Person die sämmtlichen, griechischen Götter darstellen .... die ganze Mythologie, und am Ende würde das ihm doch wenig schmeichelhaft sein."

Halb scherzend, halb ernst, setzten die beiden Freunde das Gespräch fort, während sie Conrads Rückkehr harrten.

Die Zimmer, in welchen sie umherwanderten, gaben ihnen in der That genügende Veranlassung zu ihrem Gespräche.

Es ist nicht Mode, von Meubles zu reden, am allerwenigsten in Romanen, allein weshalb soll man nicht von dem reden, was schön ist und von Geschmack zeugt? Die alten Griechen und Römer sprachen gern von den Verzierungen und Kunstsachen, welche ihre Wohnungen verschönerten: die Künste standen auch bei ihnen in hohen Ehren. Die Sinne wurden dadurch veredelt und der veredelte Sinn erkannte nicht allein die Schuld, in welcher er zu den Künsten stand, sondern liebte und umfaßte sie mit immer tieferem Gefühl. — Der Styl ist der Mann, hat ein großer Schriftsteller gesagt, — und seine Worte sind bis in's Unendliche commentirt worden. Allein man kann ebensogut sagen, daß Alles,

was ein Resultat der Anschauung des Individuums, sein Dafürhalten, seinen Geschmack und seine Gesinnung, erst den Begriff Mensch vollkommen macht, denn was er thut, jede seiner Handlungen sind Folgen seines Charakters; wenn man auch ebensogut, wie vom Style, von den freien Phantasien eines jeden Menschen, von der Art und Weise, wie er das Ameublement in seiner Wohnung ordnet, auf die Individualität der Person zu schließen vermag.

Es dürfte deshalb als eine, wenn auch nur entfernte Andeutung auf den Charakter des Besitzers angesehen werden, wenn wir hier eine etwas vollständige Schilderung der Zimmer geben, die Ankarsparre bewohnte.

Die Thüren standen zwischen den äußern Zimmern offen.

Der Saal, der inmitten der Wohnung lag, hatte vier hohe Fenster nach der Sonnenseite; er war hell und geräumig und in einem edlen, einfachen Style meublirt, athmete man hier leicht und frisch. Die Decke war mit verschiedenen Blumenstücken in erhabener Arbeit verziert. Die Tapeten bestanden aus großen, von der Decke bis zum Fußboden gehenden Tafeln, die in reich vergoldete Rahmen eingefaßt waren und trugen in ihren Ecken Rosetten. Die Tafeln selbst waren nicht ohne höhern Kunstwerth, selbst wenn man auch in der Manier eine Verwandtschaft mit einer gewissen „porzellane=

nen Schule“ zu bemerken glaubte, die seinerseits in der französischen Malerkunst herrschte. An den Wänden standen hohe, mit Figuren verzierte, durchbrochene Armstühle. Die Fenster hatten keine Draperien: anstatt dessen standen an den Fensterpfosten, gleichsam Wache haltend, weiße Marmorstatuen, welche Göttergestalten aus der griechischen Mythologie darstellten.

Die Zimmer links waren in ihrer Art nicht weniger prachtvoll; es war, als wollten sie einander in Eleganz überbieten. Das eine war in purpurrothen Sammet und in Seide mit Gold, das andere in blau mit Silber decorirt.

In dem rothen Zimmer stand eine Gruppe, Achilles am Hofe Lycomedes' in dem Augenblicke darstellend, in welchem seine Verkleidung als Frau entdeckt wird und er verschämt und zornig dieselbe wegwirft und nach seinem Schwerte greift; ihm zur Seite steht Deidamia, in Liebe flammend. Die Gruppe ist voll des lebendigsten Ausdrucks.

In dem blauen Zimmer zieht eine Diana, über den schlummernden Endymion gebeugt, das Interesse auf sich, wegen des schwärmerischen, sehnsüchtigen Ausdrucks, der aus ihren regelmäßig schönen Zügen spricht. Die Jagdattributen liegen ihr zu Füßen und der Blick, die Haltung des Kopfes, die Art und Weise, wie sie die Hand ausstreckt, deuten vollständig an, daß sie dem leichten Athemzug des Jünglings lauschte. In der

andern Hand hält sie einen Zweig, vielleicht ein Symbol ihrer Liebe; denn der Zweig ist ohne Blumen und ohne Frucht. An dem Antlitz Endymions glaubt man zu sehen, wie er im Traume ahnt, daß irgend eine der Göttinnen des Olymps selbst, sich in Liebe über ihn neigt.

„Muß man nicht das Genie bewundern, wenn es so edle Gedanken auszusprechen vermag, und zwar in Marmor?“ frug der eine der beiden Herren.

„Du hast Recht: ich erkläre mich besiegt, allein der Sieg gehört nicht Dir, sondern diesen Meisterwerken. Ankarsparre hat einen großartigen Geschmack, und er braucht seine unabhängige Stellung und seine Reichthümer besser, als wie Andere, indem er zu leben scheint, um die edle Seite seines Ichs zu beglücken. . . . . Aber still — er kommt.“

Anton Ankarsparre trat in diesem Augenblick aus den inneren Zimmern heraus.

Er war ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren und sein Aeußeres war männlich, einnehmend und herzlich. Zwar verkündigte kein Purpur seiner Wangen eine blühende Gesundheit, aber die blassen, interessanten Züge verläugneten jedoch auch nicht eine solche. Aus den blauen Augen sprach eine ernste Zufriedenheit, Verstand und Naivetät. Auf seiner Stirn lag kein Trotz, sondern ein stolzes Gefühl seines eignen Werthes. Der Mund war voll, wohlgebildet, nicht ohne einen Anstrich einer gewissen, feinen Sinnlichkeit,

aber die rothen Lippen schienen von einem warmen Herzen zu reden.

Die beiden Freunde traten erfreut auf ihn zu, indem sie die Hände gegen ihn ausstreckten.

„Ah, Castor, Pollux! Seid mir willkommen, meine Freunde, recht herzlich willkommen! Es ist mir gerade sehr erwünscht, ein Stündchen zu verplaudern .... Ihr betrachtetet meine Diana — ist sie nicht schön? Welche Züge, welchen Ausdruck!“

„Ich stehe für mein Herz nicht, wenn ich sie lange betrachte.“

„Ich wette, Ihr habt alle Beide nie etwas Schöneres, etwas Edleres, Vollkommneres gesehen!“

Fritz blickte empor.

„Ja,“ sagte er, „ich habe in der That etwas Schöneres gesehen.“

„Du? das ist kaum möglich!“

„Nicht? Denke Dir diese Diana lebend ....“

„Nun?“

„Sollte nicht eine lebende Diana den Vorzug vor dieser in Marmor haben?“

„Allerdings — allein was meinst Du eigentlich damit?“

„Was ich meine — ich meine, daß ich ein eben so schönes, eben so entzückendes Bild, wie dieses, aber ein lebendes gesehen habe. Ich habe diesen feinen, schwellenden Alabastermund mich anlächeln, diese edle,

in Stein gehauene Stirne von Leben strahlen, diese schneeweiße Wange sich mit einer Sammetdecke von Purpur überziehen, diese ewig kalten Augen von Schönheit flammen sehen."

„Wo . . . . wann . . . . wie?"

„Fritz hat in der That Recht, er spricht die Wahrheit!" fiel Gustav ein. „Auch ich darf sagen, daß ich diese Statue lebend gesehen habe."

„Nun, so erklärt Euch deutlicher, meine Freunde!"

„Vor zwei Wochen ungefähr . . . . ja wohl, vor . . . ."

„Vor zwölf Tagen: es war ein Donnerstag . . . ."

„Ja, Du hast Recht. Wir machten eine Spatziertour nach dem Thiergarten, um den heranbrechenden Frühling zu genießen."

„Ich ritt meinen Skinfax, und Fritz seinen stolzen, schmalbeinigen Engländer — Du kennst sie beide, es sind gute Springer. Du sollst hören, wie es ihnen erging. Als wir in der Nähe des Thiergartens uns befanden, erblickten wir vor uns eine Dame zu Pferde. Das Pferd, welches sie trug, schritt langsam einher. In ihrer stolzen, einnehmenden Haltung, die glänzende, vergoldete Reitgerte in der ausgestreckten Hand, in ihrer schwarzen Reittracht mit ihrem Federhut, war sie im höchsten Grade entzückend. Wir hielten unsere Pferde an und folgten ihr in der Entfernung."

„Sie war allein?"

„Ein Bedienter ritt hinter ihr einher. Sie schlug endlich den nächsten Weg nach dem Thiergarten ein.

„Jetzt war es unmöglich, länger langsam zu reiten. Wir gaben unseren Pferden die Sporen und in wenigen Augenblicken würden wir an ihr vorübergeeilt sein.

„Allein, als wir sie einholten, fand ein kleines, sehr glückliches Ereigniß statt. Es war an dem Tage ziemlich windig; das Meer braus'te in wechselnden Wogen dahin. In demselben Augenblick, als wir heraneilten, lös'te ein Windstoß, von der See aus, den Schleier von ihrem Barrett und war gerade im Begriff, ihn zu entführen.

„Es ist jammerschade, Anton, daß Du nicht dabei gewesen und Du würdest in der That die Ritterlichkeit Deines Freundes Fritz bewundert haben. Der lüftige Schleier wurde von dem Winde in die Höhe geworfen. Er war bereits einige Ellen, wo nicht mehr über unseren Köpfen und schien für immer verloren zu sein; allein durch ein gutes Manöver zwang Fritz sein Pferd, auf die Hinterbeine zu stehen und zu gleicher Zeit einen gewaltsamen Sprung vorwärts zu machen und im Fluge erhaschte er den Schleier."

„Gustav hat Recht: es glückte mir, den Schleier zu ergreifen; aber soviel ist gewiß, daß ich es mir nicht zum Verdienst anrechnen darf, denn um einen solchen Blick, wie ich ihn erhielt, würde Jeder dasselbe

haben thun können. Es war ein Blick, der mit dem Glanze eines Sternes in mein Herz niederschaute. Und als ich ihr den Schleier zurückgab, mit welcher milden Majestät, mit welcher ächt weiblichen Anmuth dankte sie mir nicht — ich habe mich nie glücklicher gefühlt. Sie befestigte den Schleier an ihren Gürtel. Ich konnte sie jetzt recht betrachten. Du glaubst gar nicht, wie sie schön war. Aus den dunklen Augen leuchtete ein Feuer, das das Herz des größten Weiberfeinds hätte verzehren können; und doch war dieses Feuer nicht heftig, nicht flammend, sondern wohlthuend, erfrischend, wie der erste Strahl eines Frühlingsmorgens . . . o, wenn sie mich in solcher Weise länger betrachtet hätte, ich glaube, ich wäre verrückt geworden!"

Ankarsparre hatte mit dem größten Interesse der Auseinandersetzung der Freunde gelauscht. Dann und wann war es, als errötheten seine Wangen leicht.

„Hatte sie eine hohe, edle Stirn?" frug er endlich ungeduldig.

„Eine hohe Stirn — mein Gott, darauf kann ich keine Antwort geben. Ich habe weiter nichts, als die Augen gesehen: diese zogen in dem Grade meine Aufmerksamkeit auf sich, daß ich kaum weiß — Du magst nun darüber lachen, wenn es Dir beliebt — ob sie überhaupt aus irgend etwas Andern bestand, als aus Augen."

Die Freunde lachten.

„Ich jedoch," sprach Gustav, „der ich nicht von einem solchen Götterblick getroffen ward, kann auf Ehre bezeugen, daß sie pro primo eine solche Stirn besaß, wie Du sie beschreibst und pro secundo gleichfalls mit Kinn, Lippen, Wangen, Nase und mehr dergleichen, und zwar von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit, begabt war. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß es vor allen Dingen die Harmonie des ganzen und der seelenvolle, weiblich-schöne Ausdruck war, die eigentlich den Blick fesselten."

„Saht Ihr? . . . ." frug Anton weiter, aber er schwieg wieder und brach plötzlich ab; er schien in Zweifel zu sein, wie er seine Fragen stellen sollte.

„Kennst Du sie? Wenn Du sie kennst, so gesteh' nur sofort, daß sie tausend Mal schöner, als Deine Diana ist."

„War sie schwarz angezogen?" frug Anton wieder, ohne Gustavs Bemerkung zu beachten.

„Das war sie!" antwortete Fritz.

„Trug sie nicht einen Siegelring auf dem einen Finger?"

„Das bemerkte ich nicht — aber Du hast somit . . . ."

„Das saht Ihr nicht?"

„Sie trug natürlicher Weise Handschuh."

„Warte ein wenig," fiel Gustav ein . . . . „sie zog in der That einmal den einen Handschuh ab, da sie

gerade die Hand nach der Seite ausstreckte, wo ich mich befand . . . . ja, ja, sie trug wirklich einen Siegelring — ich glaube sogar, derselbe saß auf . . . .“

„. . . . Auf dem kleinen Finger,“ bemerkte Anton, „auf dem kleinen Finger der rechten Hand?“

„Ja, allerdings.“

„Das Barrett war schwarz?“

„Ganz richtig.“

„Und die Feder?“

„. . . Roth und blau.“

„Ja, sie ist es!“

„Also kennst Du sie — wer ist sie denn?“ frug Fritz.

„Ihr kennt sie also nicht?“

„Nein.“

„Stelltet Ihr Euch ihr nicht vor?“

„Sie nannte ihren Namen nicht.“

„Wie lange begleitetet Ihr sie? Wohin begab sie sich?“

„Du sollst hören. Während eines lebhaften, angenehmen Gesprächs lenkte sie ihr Pferd durch einen Theil des Thiergartens. Wir folgten ihr. Es fiel mir sogar nicht einmal ein, sie zu verlassen; ich hoffte, wir würden sie nach Hause begleiten und machte bereits die schönsten Pläne, ihrem Herrn Papa und ihrer Frau

Mama vorgestellt zu werden. Sehr fein suchte ich zu erforschen, mit welchen Familien sie Umgang pflog, jedoch ohne etwas Bestimmtes darüber erfahren zu können Es schien, als sei sie mit Allem unbekannt und als kenne sie es dessenungeachtet doch; es war, als kenne sie persönlich gar nichts, sondern habe Alles in Büchern gelesen. Als wir an eine Stelle des Thiergartens kamen, wo das offene Feld uns zur Seite lag, hielt sie plötzlich ihr Pferd an.

„Verzeihen Sie, meine Herren,“ sprach sie, „hier trennen sich unsere Wege.“

Wir blickten sie und uns einander erstaunt an. Mitten auf dem großen, öden Felde sich zu trennen? Wie konnte sie wissen, wo unser Weg uns hinführte? Ich bemerkte:

„— Hier, mitten auf dem öden Felde verabschiedet zu werden, ist so gut, wie das Sprichwort sagt, als auf grauem Papier seinen Abschied zu erhalten — Sie können nicht so grausam sein.

„— Das mag sein, allein hier müssen wir uns trennen.“

„Scherzend protestirte ich noch einmal.

„— Wenn Sie, meine Herren, fuhr sie fort, — sich nicht von mir trennen wollen, so muß ich es von Ihnen thun!

„Und — was glaubst Du wohl — mit einem artigen und verbindlichen Gruß, mit einem dankbaren,

sogar freundlichen Blick verbeugte die schlanke Gestalt sich, berührte mit dem einen Fuße die Seite ihres Pferdes und flog, im eigentlichsten Sinne dieses Wortes, von uns davon."

„Fritz hat in der That Recht, ich habe noch nie einen schnelleren Läufer gesehen. Wir versuchten, ihr zu folgen — aber davon konnte nicht die Rede sein! Du weißt, daß mein Skinfax einer der besten Springer in ganz Stockholm ist, allein das half mir gar nichts; nach wenigen Minuten erblickten wir nur noch den flatternden Schleier wie eine Wolke, weit, weit in der Ferne; man hätte glauben können, ihr Pferd sei beflügelt."

„Und wohin ritt sie?" frug Anton.

„Auf die Küste zu."

„Und Ihr wißt nicht, wer sie ist?"

„Nein — und doch . . . ."

„Und doch?"

„Die ganze Woche hindurch habe ich kaum von Jemand anders, als von ihr, reden gehört."

„Von ihr? Und was sagt man denn?"

„Das Eine toller als das Andere; noch nie habe ich in einer Woche so viel Ungereimtheiten gehört. Man erzählt die verrücktesten, oder richtiger, die dümmsten Dinge von ihr; und wenn das Sprichwort wahr ist, daß kein Rauch ohne Feuer existirt, dann muß es irgend ein sonderbares Bewandniß mit ihr haben."

„Was sagt man denn? Erzähle, erzähle!“

„Mehrere unserer Bekannten haben ihr bald hier, bald dort begegnet, jedoch ohne daß irgend einer von ihnen weiß, wo sie wohnt, oder wie sie heißt. Alle bewundern ihre Schönheit, ja selbst ihre Originalität; aber Alle haben etwas hinzuzufügen von ihrem sonderbaren, geheimnißvollen Wesen.“

„Und was denkt man denn von ihrem Namen und ihren Familienverhältnissen?“

„Du bist ungeduldig?“

„Ja, ja!“

„Einige sagen, daß sie eine einfache Abenteurerin sei.“

„Das ist nicht wahr!“

„Andere behaupten, zu wissen, daß sie bei irgend einem deutschen Theater engagirt gewesen und von dort mit einem französischen Emigranten entflohen, welcher . . . .“

„Sie irren sich — das ist unmöglich!“

„Andere behaupten dagegen, sie sei eine deutsche Prinzessin oder Fürstin, obgleich nur eine natürliche Tochter eines gekrönten Hauptes, die nach mehreren Versuchen, ihre Prätentionen geltend zu machen, über die Grenze mit einer bedeutenden, lebenslänglichen Pension gesandt worden ist. Andere wiederum wollen wissen, sie sei eine Pariserin von vornehmer Familie, deren Eltern im Anfang der Revolution geflüchtet — ich

habe sogar behaupten hören, sie sei eine Tochter der unglücklichen Maria Antoinette."

„Maria Antoinette? Was höre ich, sollte es möglich sein?"

„Du erblassest ja, Ankarsparre?"

„Ich empfinde ein sonderbares Gefühl bei dieser Vermuthung. Ihr hättet, wie ich, jene unglückliche Königin kennen sollen, bei ihrem Hofe Euch aufgehalten haben, Eure Herzen in dem Morgenthau ihrer Blicke erfrischt, in dem Kreise Euch bewegt haben, über welchen sie den Zauberscepter der Schönheit und des Geistes schwang — Ihr hättet sie leben, sie sterben sehen .... ich war damals achtzehn Jahre alt .... Aber fahre nur fort — was sagt man ferner von ihr?"

„Wer vermag sich all' des Geschwätzes zu erinnern? Du weißt wohl, daß man hier in Stockholm, wenn die Rede von etwas nicht Alltäglichem ist, in's Unendliche schwatzt. Der Stockholmer ist in der Beziehung, wie der Pariser; was die That betrifft, ist er dürftig, wie ein ächter Deutscher."

Der Name Maria Antoinette's hatte Ankarsparre aufgeregt. Er bedeckte die Stirn mit seiner Hand und lehnte sich an eine der Büsten, aber plötzlich richtete er sich wieder empor.

„Maria Antoinette wurde im Jahre 1793 guillotinirt — seitdem sind siebzehn Jahre verstrichen. Und wie alt mag wohl das sonderbare Mädchen sein —

ungefähr neunzehn bis zwanzig Jahr? Bei dem Tode Maria Antoinette's .... o, verzeihen Sie mir, meine Herren: Alles, was Maria Antoinette betrifft, und wenn es das Ungereimteste wäre, hat für mich ein hohes Interesse! .... Ich muß wissen, was von diesem Gerüchte zu halten ist — Conrad!" rief er, „Conrad!"

Der Bediente trat ein.

„Laß sofort einen Wagen anspannen! Ich habe Eile — laß es schnell geschehen! ... Du zögerst?"

„Ich empfing soeben diesen Brief."

Ankarsparre erbrach denselben. Indem er den Inhalt durchlief, wechselte der Ausdruck seines Antlitzes. Einen Augenblick starrte er die Karte an, führte einen Finger an die Lippen, blieb aber sonst unbeweglich stehen.

Conrad betrachtete ihn mit einem lauernden Blick.

„Woher hast Du diesen Brief?" frug Anton endlich. Die Stimme sollte ruhig sein, allein sie zitterte doch ein wenig.

„Ein Unbekannter übergab mir den Brief. Er sagte, der Inhalt sei von Wichtigkeit."

„Ein Unbekannter — sonderbar! Wie war sein Aeußeres? Du erinnerst Dich doch wohl dessen?"

„Ich sah ihn kaum, Herr Baron, denn er war sehr sorgfältig in seinen Mantel eingehüllt und hatte sehr vorsichtig den Kragen hoch hinauf gezogen. Es

war ein Mann von hoher Gestalt. Nur ein einziges Mal, indem er sich zu mir beugte, sah ich . . ."

„Was sahst Du?"

„Sein Auge, seinen Blick . . . ."

„Nun?"

„Das Auge war finster, der Blick scharf, fast wild, flammend."

„Sagte er nichts?"

Indem Ankarsparre diese Frage that, waren seine Gesichtszüge gespannt und sein sonst freundliches Antlitz war scharf und streng geworden. Die Frage war nicht von gewöhnlicher, freundlich=forschender Beschaffenheit, sondern viel eher ein Befehl, zu reden.

„Gott weiß, was er Alles schwatzte," erwiederte Conrad zögernd und vorsichtig; „ich erinnere mich dessen nicht genau. Und doch — laß sehen . . ." und Conrad schwieg, als wollte er sich auf die Worte des Fremden besinnen, in der That aber, um denselben eine Bedeutung beizulegen, die mit seinen eigenen Zwecken übereinstimmte . . . „unter Anderm sagte er," fuhr Conrad fort, „daß der Herr Baron schon seit lange auf diesen Brief gewartet haben möchten."

„Lange gewartet?" wiederholte Ankarsparre.

„Und, ich glaube, er . . . ja, er bat um Antwort."

„Wie so?"

Anton blickte Conrad erstaunt an.

„Ja, gewiß, er wollte in der That eine Antwort haben," fuhr dieser fort, „und zwar je eher je lieber."

„Allein wohin soll ich die Antwort adressiren — wo wird meine Antwort ihn wohl antreffen?"

Wenn Ankarsparre nicht volles Vertrauen in Conrad gesetzt hätte, würde er in diesem Augenblicke eine sonderbare Veränderung seiner Gesichtszüge bemerkt haben. Ein Strahl einer halb unterdrückten Freude schimmerte, schnell vorübergehend, in seinem Antlitz; derselbe ähnelte einem Feuerfunken, in derselben Secunde entstanden und erloschen: es war der Widerschein eines in diesem Augenblicke geborenen Einfalls, eines Planes, der ihn entzückte und der sich in dieser glänzenden Weise Bahn brach.

„Im Königlichen Parke!" antwortete Conrad darauf und es schien, als erwarte er ungeduldig und mit Unruhe die Aeußerungen seines Herrn in Betreff dieser Antwort.

„Ich sollte ihn im Königlichen Parke antreffen? Um welche Zeit?"

„Heute Abend, zwischen zehn und elf Uhr."

„Schön," antwortete Ankarsparre und richtete einen gedankenvollen Blick auf die Karte — „er soll nicht meiner vergeblich harren . . . . etwas weiter äußerte der Unbekannte nichts?"

Es war, als habe Conrad diese neue Frage nicht gehört: er dachte an seinen eigenen Plan, an die Stunde zwischen zehn und elf.

„Nun,“ nahm Ankarsparre das Wort, „werde ich eine Antwort erhalten?“

Conrad fuhr zusammen, er hatte vergessen, daß er vor seinem Herrn stand. Indem Ankarsparre ihn anredete, erschallte seine Frage gleichsam wie ein Echo in Conrads Innern, und von der Furcht überwältigt, auf einem Geheimniß ertappt zu werden, brach er unbedachtsam und unwillkürlich aus:

„Ja, ja, Herr Baron . . . er wünschte zu wissen, wo Graf Fersen wohne.“

„Graf Fersen?“

„Ja, Herr Baron, wahrhaftig, das wünschte er.“

„Gieb sofort Befehl, daß angespannt wird, schnell, beeile Dich!“

Als Conrad das Zimmer verlassen hatte, wandte Gustav sich an Ankarsparre, der, wie es schien, noch ganz und gar mit dem Inhalt der Karte, welche in dem Briefe des Unbekannten gelegen, beschäftigt war.

„Seit wie lange ist der Kerl in Deinem Dienste, mein lieber Anton?“

„Wozu die Frage? Er ist immer in meinen Diensten gewesen. Ich habe ihn gewissermaaßen von meinem Vater geerbt.“

„Ich frage deshalb, weil Du ihn sobald wie möglich verabschieden mußt.“

„Weshalb?“

„Weil es gar deutlich in seinem Gesichte zu lesen steht, daß er, rein ausgesprochen, ein Schlingel ist.“

„Du irrst Dich, mein Freund: ich habe ihn erprobt und treu gefunden .... Aber reden wir nicht weiter davon!“

Bald darauf fuhr der Wagen vor und die beiden Freunde trennten sich.

Als Ankarsparre in den Wagen stieg, rief er dem Kutscher zu:

„Zu Sr. Excellenz Graf von Fersen!“

Viertes Kapitel.

Die beiden Pistolen.

Kaum war der Wagen aus dem Thorwege gerollt, als Conrad sich eiligen Schrittes zu dem Königlichen Secretair Robert Ankarsparre begab. Mit jedem Schritte nahm er zwei Stufen der Treppe und stand bald an der Thür.

Als er eintrat, fand er Robert auf seinem Bette liegen.

Conrad vermochte kaum zu reden, so erschöpft war er von dem eiligen Treppensteigen.

„Ich .... ich .... ich ....“ stöhnte er.

Robert erhob sich nicht von seinem Lager; er wandte nur den Kopf gegen ihn.

„Nehmen Sie nichts für ungut, bester Herr, aber die verdammten Treppen .... die hohen, unendlichen Treppen, hätte ich sagen sollen .... ich muß erst

Athem schöpfen — ich bin so heftig gesprungen .... Ich .... ich den Stein der Weisen gefunden, wie ich Ihnen sage, Herr — ich habe gefunden ....“

„Du hast den Stein der Weisen gefunden, Du? Nun, dann muß der Teufel selbst ihn bis auf heute in seiner Hand gehalten haben.“

„Ich habe in der That den philosophischen Stein gefunden — glauben Sie mir, gnädiger Herr, ich habe ihn gefunden.“

„Halte ein mit diesen Dummheiten und erkläre Dich deutlicher!“

„Nun, wie Sie wünschen, Herr, weil Sie mich doch nicht verstehen wollen: ich habe den Stein gefunden, auf welchem ich eine gewisse kleine Waffe wetzen werde — eine .... eine gewisse ....“

Robert verließ schnell sein Lager.

„Ich begreife nicht recht, was Du meinst?“

„Das ist auch nicht nöthig: von dergleichen Dingen, wie die, an welche ich denke, ist es am besten, nichts zu wissen. Allein Sie müssen mir versprechen, mir eine Gefälligkeit zu erzeigen, gnädiger Herr.“

„Laß hören!“

„Ich habe einen guten Freund, der Pistol heißt.“

„Nun, und was weiter?“

„Pistol ist Soldat, er steht bei der Garde und wird heute auf die Wache ziehen.“

„Was geht mich das an?“

„Ja, sehen Sie, Herr .... Pistol und ich sind gute Kameraden. Was ich will, das will auch er; was ich wünsche, das thut er — überhören Sie das nicht, Herr, das thut er und wenn er auch dabei eine Dummheit begehen sollte.“

„Eine sehr uneigennützige Freundschaft, wie ich vermuthen darf.“

„Nicht so ganz uneigennützig, denn sehen Sie, gnädiger Herr, ein armer Teufel von Gardist thut nie etwas umsonst. Er ist .... nun, das ist gleichgültig, was er ist, oder gewesen ist, allein es ist ein Kerl, der dabei ist, wenn es zu handeln gilt, und der das Herz auf dem rechten Flecke hat, wenn es darauf ankommt, einen Freundschaftsdienst zu erzeigen. Uebrigens habe ich den Löwen durch einige kleine Vorschüsse, die ich ihm dann und wann gemacht habe, gezähmt.“

„Ich verstehe — allein was geht das Alles mich an?“

„Lieutenant Ros ist heute gleichfalls auf der Wache.“

„Nun weiter!“

„Die Herren sind ja befreundet: ich weiß, daß Fräulein Ros ....“

„Geh' nur nicht zu weit, mein lieber Conrad!“

„Verzeihen Sie, aber wenn ich nicht ein wenig über die gewöhnlichen Grenzen hinausgehe, werde ich auch nie zum Ziele gelangen. Ich habe bemerkt, daß

Sie, gnädiger Herr, nicht ungern das Fräulein sehen, und ich habe gleichfalls beobachtet, daß Fräulein Ros …"

„Ach, Du glaubst, das Fräulein hege irgend ein Gefühl des Wohlwollens gegen mich?"

„Nun, ich bin doch auch nicht blind. Wenn Sie mit dem Fräulein reden, strahlen ihre Augen, und wenn Sie mit irgend einer Andern sprechen, habe ich gesehen, wie sie erblaßt und langweilig aussieht — wer könnte sich wohl in der Bedeutung dergleichen Zeichen irren?"

„Das hast Du gesehen?"

„Ach ja, sehr oft, gnädiger Herr. Ich bin nicht so dumm, wie Sie glauben, ich habe immer meine Augen mit mir."

„Lieutenant Ros und ich seien Freunde, sagtest Du — nun ja, wir sind es .... was weiter — was wolltest Du eigentlich sagen?"

„Ungefähr um Uhr **10** heute Abend, oder vielleicht ein wenig später, wird man die Wache auf dem Gustav-Adolphs-Platz davon benachrichtigen, daß ein Auflauf im Königlichen Parke stattfindet."

„Zum Henker auch, wie weißt Du das?"

„Ach ja, gnädiger Herr, ich kann ein wenig in die Zukunft blicken .... ich habe mit Jemand gesprochen, der aus Karten wahrsagt u. s. w."

„Das ist ein sonderbares Vorausblicken! .... Und Du wünschst vielleicht, daß ich dies im Voraus dem Lieutenant Ros sagen soll?"

„Gott behüte, darauf war's gar nicht abgesehen; das wäre nur Alles in Unordnung zu bringen, alle Pläne zu stören — im Gegentheil, von der Unordnung darf Niemand das Geringste wissen, bevor sie eintrifft. Allein, sehen Sie, gnädiger Herr, wenn der Rapport eingeht, dann sendet natürlicherweise der wachhabende Offizier sofort eine Patrouille aus, um dem Unwesen zu steuern, und wenn Sie es nun so einleiten könnten, daß Pistol .... verstehen Sie, Herr .... daß Pistol ....“

„Nun, sage doch Deine Meinung rein heraus!“

„.... daß Pistol die Patrouille anführe, oder wenigstens mit dabei sei ....“

„Aber weshalb, wozu — ich begreife nicht ....“

„Begreifen Sie gar nichts, Herr, und überlassen Sie es mir, um so mehr zu begreifen. Nur so viel will ich Ihnen sagen, daß Pistol ein pfiffiger Kopf ist, und daß er viel Freundschaft für mich hegt. Während des Auflaufs und während das Volk hin- und herwogt, geschützt von der Abenddämmerung, Pistols Bajonnet in meiner Hand .... Fürchten Sie nichts: in einem Monat können Sie verheirathet und Lieutenant Ros der Schwager eines der reichsten Barone des Landes sein.“

Robert wandte sein Antlitz von Conrad ab, um seinem spitzigen Blick zu entgehen. Sein Herz klopfte gewaltsam und er begab sich an's Fenster, um die Ge-

fühle zu verbergen, die sich seiner unwiderstehlich bemächtigten.

„Ich habe Eile, gnädiger Herr, — antworten Sie nichts?“

„Wohlan denn,“ erwiederte Robert, „ich werde Deinen Wunsch erfüllen: ich werde auf die Wache gehen und mit Lieutenant Ros reden.“

„Kann ich darauf bauen?“

„Mehr vielleicht, als ich auf Dich bauen kann.“

„Das wird die Zukunft lehren, gnädiger Herr!“

„Allerdings,“ murmelte Robert, „das wird die Zukunft lehren .... aber,“ fügte er mit lauter Stimme hinzu und wandte sich schnell um, „Du sagst, Du habest einen Freund ....“

„Ja, das habe ich gesagt!“

„Er heißt Pistol — erinnere Dich denn, mein lieber Conrad, daß ich gleichfalls einen Freund habe, der gleichfalls Pistol heißt.“

„Sie, gnädiger Herr?“

„Ja, ich: dieser hier ist mein Freund!“

Und er deutete dabei auf eine der kleinen blanken Pistolen, die in der mit purpurnem Sammet ausgelegten Chatoulle ruhten.

„Wenn Du mich blosstellen solltest, wird dieser Freund hier Dein Feind sein ....“ und er deutete wiederum auf die Pistolen.

Conrad entgegnete kein Wort; er entfernte sich schweigend.

Der Neid braus'te wie eine gewaltige Leidenschaft im Herzen Roberts, alle Leidenschaften stehen an der Grenze des Verbrechens. Als Gedanken sind sie bereits eine Last; wenn sie zur Handlung übergehen, werden sie Verbrechen. „Der Neid," sagt Charron, „ist eine Schwester des Hasses: der Neid ist das Vermissen der Vortheile, welche Andere besitzen, und die an unserm Herzen nagen und das Glück Anderer für uns in Unglück umstaltet." Doctor Vitet behauptet, der Neid sei eine Neigung zum Schmerz bei den Vortheilen und Genüssen Anderer, bei dem Glücke Anderer, welches man selbst nicht besitzt; ein Schmerz, dessen ewige Forderung auf Berauben dieses Glückes zum Behuf unseres eigenen Genusses ausgeht. Jemehr der Neid sich unserer bemächtigt, in einem um so finsterern Lichte erblicken wir uns selbst, in einem um so helleren Andere. Von seinen Gedanken geplagt, hatte Robert unzählige Qualen gelitten, bis er, schwach und nachgebend, gegen die stürmischen Einwendungen der Leidenschaft, bei den weniger listigen, als gerade mit seinen Neigungen übereinstimmenden Vorspiegelungen Conrads ein Opfer der Leidenschaft fiel.

Er warf sich wiederum auf sein Lager.

Fünftes Kapitel.

Die beiden Karten.

In den Annalen der schwedischen Aristokratie wird die Excellenz Graf Axel von Fersen immer einen hohen und ausgezeichneten Platz einnehmen. Die Familie trat im Jahre **1643** zuerst in Schweden auf, damals, als der später zum General-Feldmarschall und General-Gouverneur von Schoonen ernannte junge Reinhold Fabianson von Fersen zuerst bei dem strahlenden und üppigen Hofe der Königin Christina auftrat. An den Namen Fersen knüpfen sich von diesem Zeitpunkte an die meisten Geschicke des schwedischen Hofes und die wichtigsten des schwedischen Reiches, bis zum Jahre **1810**, als die Sonne, die bis dahin über die Familie gestrahlt, in blutigen Flammen unterging. Die schwedische Freiheitszeit und die Interessen der höhern Aristokratie

schaarten sich namentlich um die Fahne, die eines der ausgezeichnetsten Mitglieder dieser Familie im Jahre 1750 aufpflanzte und mit stolzer Ritterlichkeit noch bis zum Jahre 1794 zu vertheidigen suchte, um welche Zeit sie für immer, bei der Dämmerung eines neuen politischen Morgens über das Grab des mächtigen Staatsmanns zusammengerollt wurde. Obgleich er zwei Söhne hinterließ, war es doch nicht der Familie vergönnt, lange Zeit den Glanz der Geschichte zu überleben, unter welchem ihr Einfluß seinen Höhepunkt erreicht und ihre Gesinnung, ihr edles, aristokratisches Gepräge entfaltet hatte, sondern fallen und dahinsterben, nachdem doch vorher ein harter entsetzlicher Schlag sie betroffen, ein Schlag, der einen ewigen Blutfleck auf die schwedische Geschichte hinterlassen hat.

Axel von Fersen, einer der Herren des Reichs und schwedischer Reichsmarschall, war der letzte ausgezeichnete Sprößling dieser berühmten Familie.

Als Ankarsparre zu dem Fersen'schen Palast gelangt, wurde er auf die Felsenterrasse geführt, die von hohen, rund beschnittenen Linden bedeckt war und von deren Plateau man, selbst ungesehen, einen großen Theil der prächtigsten und meist besuchten Plätze der Hauptstadt überblickt.

Ankarsparre blieb stehen, als er die hohe, stolze, stattliche Gestalt Fersens erblickte. Der alte Graf hatte seinen Hut abgelegt und der Wind spielte leicht mit seinem lockigen, grauen Haare. Sein Aeußeres war Ehrfurcht gebietend. Man hätte diesen ernsten, männlichen Kopf in Marmor meiseln können und Cäsar darunterschreiben. Die Züge waren noch edel und schön, obgleich das Alter sie nicht geschont hatte. Wie viel, auf Erfahrung gegründete, ruhige Weltphilosophie lag nicht in dem reinen, klaren, offnen und friedvollen Blick, der jetzt auf einem einzigen Punkt, auf einem Segel ruhte, welches noch an einem soeben in den Hafen am Fuße der Terrasse eingelaufenen Schiffe flatterte! Fersen war nur 55 Jahre alt; allein, wer es nicht besser wußte, wähnte ihn immer zehn Jahr älter.

Vor ihm stand ein rühriger Alter mit grauem Haar und grauem Knebelbart. Das eine Bein des alten Mannes war von Holz.

„Sapperlot, Excellenz, ich drehte den Schlüssel zweimal um und ließ ihn nachher im Schlosse stecken, damit er wenigstens nicht durchs Schlüsselloch davon fliegen sollte. Aber wenn der Teufel einmal los ist, dann dienen alle Vorsichtsmaßregeln zu gar nichts: der Kerl war fort, als ich zurückkam — und der Fehler muß Gretha, meiner lieben Ehegattin, zur Last fallen. Zürnen Sie ihr nicht, gnädigste Excellenz, mit Willen hat sie es wahrhaftig nicht gethan. Als sie vorüber-

ging, um in die Küche zu gelangen, hörte sie, daß Jemand sich in der Stube bewegte, und glaubte, man habe mich zum Scherz dort eingesperrt. Die gute Gretha, aus Liebe zu mir hat sie diese Dummheit begangen und ich bin es ihr schuldig, um Barmherzigkeit für sie zu bitten."

Die Excellenz ließ den Alten reden, ohne sich viel um seine Worte zu kümmern. Er begriff sehr wohl, daß es die größte Freude des alten treuen Dieners war, wenn er nur immer plaudern konnte, und er wollte ihn nicht um diese Freude bringen.

„Verzeihen Sie, Excellenz, ich rede viel, vielleicht zu viel; aber ich bitte Ew. Excellenz, zu glauben, daß es die erste, die einzige Dumm...."

„Gut, mein Freund — lassen wir das jetzt sein! Künftig mag kommen und gehen wer da will: das ist mein Befehl!"

„Aber, Excellenz, gnädigste Excellenz, ich bin Soldat, Ew. Excellenz, und ich weiß, wie ein ehrlicher Kerl aussehen soll. Vor allen Dingen muß er einen Namen haben, Excellenz, einen Namen, den zu nennen er sich nicht zu scheuen braucht; zweitens muß er ein Gesicht haben, ein Gesicht, Excellenz, dessen er sich nicht zu schämen braucht, welches er nicht in den Mantelkragen zu verstecken braucht; und drittens..."

„Das ist schön.... Du sprachst von einem Brief..."

„In der That, Excellenz, ich vergaß fast ganz den Brief.“

Nachdem der Veteran den Brief abgeliefert hatte, machte Fersen eine Bewegung mit der Hand, die ganz verständlich war.

Der Portier richtete sich dabei empor und blickte noch einmal den Grafen an; allein da der Blick die Bewegung der Hand bestätigte, machte er mit seinem hölzernen Beine rechts umkehrt und marschirte langsam ab.

Der Graf hatte indessen den Brief erbrochen. Sein Antlitz wechselte den Ausdruck, indem er ihn durchlief. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, und beugte sich noch einmal über die wenigen Zeilen, welche das Schreiben enthielt; es war, als wolle er sie genau untersuchen. In diesem Augenblicke näherte Ankarsparre sich.

„Excellenz …“ begann er.

Fersen verbarg den Brief in seiner Hand, indem er den Gast willkommen hieß.

„Ich habe mich bei Ihnen eingestellt,“ fuhr Ankarsparre fort, „um Ew. Excellenz einen Brief, oder richtiger eine Karte zu zeigen, die ich vor wenigen Stunden erhielt.“

Und Ankarsparre überreichte Fersen das Billet, welches er von Conrad erhalten hatte. Der Graf schien erstaunt zu sein, indem er dasselbe empfing und las.

Darauf öffnete er seine Hand und reichte Ankarsparre sein gleichfalls soeben erhaltenes Schreiben. Die Augen Beider begegneten sich — in beiden Briefen standen dieselben Worte:

Der 20. Juni.

Rache.

Sechstes Kapitel.

Maria Antoinette.

Eine Weile verstrich im tiefsten Schweigen. Die Herzen der Menschen klopfen nicht, wenn die mächtige Thurmuhr der Vorsehung schlägt: alsdann lauschen sie und zählen die Schläge.

Plötzlich erhob Fersen sich. Ein großer, warmer Gedanke voll der Begeisterung, der in seiner innersten Seele lebt, warf einen Strahlenglanz über sein stolzes Antlitz. Es war nicht der Zorn, nicht der Haß, es war die feste, ewige Liebe eines Mannes, die aus seinem Auge leuchtete. Ein stolzes, starkes Gefühl beseelte ihn; er war in diesem Augenblick noch Ehrfurcht gebietender, denn sonst.

„Der 20. Juni — Rache!“ wiederholte er. „Sonderbare Worte! Wie tief muß nicht derjenige in meine

Seele geblickt haben, der es vermochte, in diesen wenigen Worten mein ganzes Leben zusammenzubringen! Mein Leben zerfällt in zwei Theile, aber diese Zeilen verbinden sie Beide. Bis zum 20. Juni war mein Leben voll des Lichtes, voll des aufwärtsstrebenden Glückes der Jugend, voller Liebe, mit Allem umgeben, was den Sterblichen glücklich und die Glückseligkeit zum Ziele unserer Pläne macht; nach dem 20. Juni — wie finster, wie vernichtet, habe ich mich nicht unter einem Geschlecht von Eindringlingen bewegt! Niemand hat die Freuden der Welt genossen, Niemand hat den schönen Ehrgeiz des Herzens, die männlichen Hoffnungen der Liebe gekannt, Niemand hat sie, wie ich, bis zum 20 Juni gekannt; Niemand hat, wie ich, nach dem 20. Juni den bittern Kelch der Welt geleert, die Furien der Rache in seinem Innern rasend empfunden. Die zwei Blätter meines Lebens werden von diesem Tage zusammengehalten, und das eine Blatt ist mit Glück, mit Ehre, mit Liebe und Hoffnung beschrieben; das andere ist schwarz, wie die Nacht, und nur ein einziger, feuerrother, flammender Gedanke — die Rache, wirft seinen Schein darauf!“

„Du kennst mich, Ankarsparre,“ fügte er darauf mit milderer, weicherer Stimme hinzu, und lehnte sich einen Augenblick an die Schulter des jüngern Freundes; „Du weißt, was ich gewesen bin — Du nur, Du kannst wissen, was ich bin!“ Und ein tiefer Seufzer hob die Brust des ehrwürdigen Mannes.

„Es ahnete mir, Excellenz, daß die geheimnißvollen Zeilen, die ich erhielt, einen unmittelbaren Zusammenhang mit Ihnen haben dürften, und ich eilte hierher. Es giebt eine Periode unsres Lebens, die in diesen Zeilen ihren vollständigen Ausdruck findet — und doch kann ich mir nicht erklären, weshalb wir jetzt, nach fast achtzehn Jahren, in dieser Weise daran erinnert werden."

„Die Guillotine ist über die schönsten Erinnerungen meines Herzens dahingegangen, die Rosen haben geblutet und die Lilien sind schwarz geworden . . . o, mein Kopf thut mir weh, Ankarsparre! . . . Wie hart ist es doch, in dieser Weise an all' das erinnert zu werden, an all' das, was man verloren hat!"

Noch einmal hob seine Brust sich gewaltsam, aber diesmal entschlüpfte ihm nicht nur ein Seufzer, sondern ein Name ging aus seinem innersten Herzen über seine Lippen.

„Maria Antoinette!" flüsterte er. Ankarsparre fühlte sich mit hinweggerissen, durch die Trauer des ältern Mannes, und eine Thräne rollte von dem Auge des Starken, als dieser auch ihm so hochgeschätzte und theure Name an seinem Ohr vorüberstrich. Bald faßte er sich jedoch wieder.

„Verirren wir uns nicht, Excellenz, bei der Auffassung dieser Zeilen!" bemerkte Ankarsparre. „Wir dürfen nicht annehmen, daß sie nur eine freundliche Mahnung an einen wichtigen Augenblick im Leben Ew.

Excellenz enthalten; es liegt etwas ganz Anderes in diesen Worten. Hier ist nicht unsere Rache gemeint — und was haben wir auch zu rächen? Alles, was wir hochschätzten, ist dahin; Alles, was wir mit Grund hassen konnten, ist gleichfalls dahin; die Guillotine hat Alles, das Gute mit dem Bösen, dahingerafft. Das Unthier Robespierre, Danton, Marat und der elende Wundermensch Hebert, sind nicht mehr: der Nationalconvent ist von der Erde vertilgt, der Jacobinismus gestürzt. — Kurz und gut, alle jene Blutdürstigen und Grausamen, welche der Monarchie nach dem Leben trachteten, sind, wie sie es verdienten, aufs Leben bestraft worden. Ueberhaupt, Excellenz, dürfen Sie nicht unbemerkt lassen, daß auch ich in der Drohung einbegriffen bin, welche diese Karten enthalten."

„Nun — allein, welche Deutung willst Du ihnen denn geben?"

„Excellenz, wir müssen die traurige Geschichte des 20. Juni durchblättern . . ."

„. . . Und den Verband von dieser Wunde reißen, welche die Zeit zu heilen nicht vermocht hat? Nein, Ankarsparre, wir müssen zu vergessen suchen! Du bist jung — magst Du Dich an die Erinnerung halten; ich bin alt — und ich will vergessen."

„Allein, wenn nicht allein mein Leben, sondern auch das Ihrige von einer solchen Untersuchung abhinge?"

„Unsre Leben?“

„Das meinige ist von keiner Wichtigkeit, allein Ew. Excellenz haben verschiedene Beziehungen zu dem öffentlichen Leben. Ich hege die Ueberzeugung, daß es sich um nichts weniger, als um eine gegen uns gerichtete alte Rache handelt; wenn es anders wäre, dann vermag ich nicht einzusehen, weshalb wir an demselben Tage, ganz dieselbe Mahnung und ganz in derselben Weise erhalten haben. Erlauben Sie mir deshalb, Excellenz, daß ich Ihre Blicke auf die Vergangenheit lenke — ich glaube, es ist im hohen Grade nothwendig.“

„Ich bin aufgeregt; ich fühle mich tief ergriffen und meine Gedanken verwirren sich, in Folge dieser unerwarteten Zeilen.“

„Als Ew. Excellenz zum ersten Male bei dem französischen Hofe auftraten . . .“

„O, welche blühende Anmuth, wie war jene Zeit nicht mit Blumen und fröhlichen Hoffnungen bekränzt!

„Maria Antoinette betrat Versailles am 16. April 1770, als Gemahlin des Dauphins. An demselben Tage gelangte auch ich an dem Hofe an.

„Sie war damals noch keine sechzehn Jahre. Ich war zwei Monate älter, als sie.

„Die Vermählungsceremonien wurden durch Hilfe von zwanzig Millionen Francs illustrirt. Alles, was Frankreich Edles, Geistreiches, Tapfres, Ausgezeichnetes besaß, strömte zu diesen Festen heran. Auch ich nahm Theil

an denselben; ich stand damals, als Lieutenant à la suite bei dem französischen Regiment Royal=Bavière.

„Die Etiquette war der Königin kein Hinderniß; sie besaß Geist und Geschmack genug, um sich ihre eigene Etiquette aufzustellen.

„Auf dem Platze Ludwigs XV. sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Ganz Paris war in Bewegung.

„Noch war ich der Person Maria Antoinette's nicht so nahe gewesen, daß ich sie gesehen; ich kannte sie also nicht einmal.

„Einige Tage vor dem Feuerwerk spatzierte ich in einem der prächtigen Parks von Versailles. Ohne an irgend ein bevorstehendes Abenteuer zu denken, beschäftigten meine Gedanken sich allein mit den wechselnden Feierlichkeiten, während ich den schönen Tag und die anmuthige Gegend genoß. Plötzlich höre ich in meiner Nähe, seitwärts, ein wildes Wiehern, und darauf kurze, schnelle Hufschläge eines Pferdes. Ich lausche. Zu gleicher Zeit erreicht mein Ohr die Stimme einer um Hilfe schreienden Frau. Ich eile seitwärts in der Richtung, von woher der Schrei kommt; ich dringe durch das Gebüsch, ich höre die Hufschläge immer näher und näher und noch wiederhallte in meinem Herzen die schwache Stimme, die um Rettung flehte. Ein Gitterwerk stellt sich mir entgegen und verhindert mich, ihr zur Hilfe zu kommen. Ich beuge mich nieder, ich blicke durch die Oeffnungen des Gitterwerks und sehe die Gefahr, die

sie mit dem Tode bedrohte. Dieser Anblick verleiht mir, dem sechzehnjährigen Jüngling, die Kraft eines Mannes. Mit einem dreisten Sprunge fliege ich über das Gitterwerk. Ein Pferd, vor ein Cabriolet gespannt, ist durchgegangen, hat sich im Parke verirrt und ist in diesen schmalen, von beiden Seiten von einem Gitterwerk umzäunten Gang eingelaufen. Die Dame vermag nicht zu entfliehen. Das Cabriolet nimmt die ganze Breite des Ganges ein. Immer näher und näher kommt das Pferd heran. Aus seinen Nüstern braus't der Dampf. — Seine Augen funkeln durch diesen Nebel — schneeweißer Schaum versilbert das edle Thier — Feuerfunken stoben hinter seinen Hufschlägen einher . . . und hinter dem muthigen, wildgewordenen Thiere fliegt das Cabriolet einher. Es war ein fürchterlicher Anblick, eine entsetzliche Fahrt mit verhängtem Zügel. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Gefahr war augenblicklich, es war unmöglich, ihr zu entgehen. Schon fühlte ich den heißen Athemzug des Thieres. Seine Hufe erhoben sich nun, um mich nieder zu treten . . . Dann, gleichsam von einer tödtenden Kugel getroffen, stürzte das Pferd zu Boden. Ich wußte kaum selbst, daß ich meinen kurzen, von edlem Stahl geschmiedeten Degen gezogen hatte; aber als das Thier dahinstürzte, wurde die Waffe aus meiner Hand gerissen, sie saß bis zum Heft in der Brust des Pferdes.

Die Gefahr war vorüber, ich athmete wieder auf,

und blickte wieder nach der unbekannten Dame: sie lag ohnmächtig zu meinen Füßen. Ich trug sie auf meinen Armen in einen Pavillon in der Nähe, während meine Blicke ihre Schönheit verschlangen. Der Hut war ihr vom Kopfe gefallen und seidenweiche, blonde Locken fielen über die offne, freie Stirne herab und umwallten ein Antlitz, welches eine bezaubernde Schönheit besaß. Wie glücklich in diesen kurzen Augenblicken! Ich setzte sie auf eine Bank im Pavillon nieder, beugte mich über sie und legte meine Hand auf ihr Herz. Bald fühlte ich dasselbe leise klopfen, sah, wie die Brust sich hob und empfand, wie sie wieder warm aufathmete. Jetzt schlug sie die Augen auf — welcher Glanz strömte aus denselben! Mit großen, seelenvollen Blicken betrachtete sie mich.

„— Wer sind Sie? frug sie.

„— Ich bin ein Schwede! antwortete ich.

„— Ihr Name?

„— Axel Fersen.

„— Verschaffen Sie mir, flüsterte sie darauf, — ein Glas Wasser.

„Ich eilte fort, um das herbeizuschaffen, was sie wünschte; allein, als ich mit Bedienung wiederkehrte, war sie verschwunden. Der Eindruck, den sie auf mich gemacht hatte, verließ mich indeß nie von jenem Augenblicke an.

„In solcher Weise kam der Abend jenes Feuerwerks

heran, von welchem ich bereits gesprochen. Die königliche Familie hatte ihren Platz auf einem erhabenen Gerüst eingenommen, welches mit prächtigen Stoffen ausgeschlagen war und eine Art Loge bildete. Die Loge war erhellt, allein ich vermochte nicht genau die Gesichtszüge der darinsitzenden Personen zu unterscheiden. In der Absicht, die mir so theuer gewordene Dame zu entdecken, drängte ich mich immer näher und näher an die königliche Familie heran — ich hatte nämlich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie dem Hofe angehören müsse. Bereits stand ich ganz in der Nähe jener Loge...

„In demselben Augenblick stiegen dreißigtausend Raketen in die Höhe. Die Wolken zitterten vor Licht. Nie hat der Himmel einen helleren Schein auf die Erde geworfen. Die ausgebrannten Raketen fielen in unzähligen, blauen Sternen herab.

„Und in diesem Augenblick des zauberischen Glanzes entdeckte ich die unbekannte Dame — sie stand an der Seite des Dauphins. Es war keine andere, als Maria Antoinette.

„Wundere Dich nicht mehr darüber, daß ihr Name, daß die Erinnerung an sie eben so mächtig auf mich einwirkt, als wäre ich noch immer ein sechzehnjähriger Jüngling. Obgleich die Jahre mein Haar gebleicht, ist doch der Eindruck ein ewig junger. Das Gemüth altert nicht, wenn es von einer wahren Liebe erfüllt ist. Noch sehe ich ihr Bild von dem zauberhaften Schein

unzähliger flammender, in mein Herz hinabsenkender Sterne umgeben — allein jetzt umgeben sie andere Sterne!“

Ankarsparre lauschte dieser warmen Erzählung mit großer Theilnahme. Es war nicht die Gewohnheit Fersens, viele Worte auf irgend einen Gegenstand zu vergeuden, aber von der einzigen großen Leidenschaft erfüllt, welche das Gleichgewicht seines Innern gestört hatte, ließ er sich von seinen Gefühlen hinreißen. Bald würde er — das wußte Ankarsparre gar zu gut — mit dem ganzen Scharfsinn eines starken Charakters seine Gedanken dem Gegenstande zuwenden, der jetzt Beiden von so großer Wichtigkeit war.

„Der **20**. Juni,“ begann er nun auch nach einer Weile — „ja, ja, gehen wir die Ereignisse jenes wichtigen Tages durch!“

Damit Fersen nicht wieder von diesem Gedanken abgehen sollte, sondern in einem noch höhern Grade denselben festhalte, bemerkte Ankarsparre:

„Wenn Sie sich noch dessen erinnern, Excellenz, gelangte ich gerade einige Monate früher in Paris an.“

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl. Mir war es damals Bedürfniß, Jemanden mein unumschränktes Vertrauen schenken zu können; Du kamst mir, als eine schöne Gabe von dem Genius meines Glückes. Die Jugendfreundschaft, die zwischen Deinem Vater und mir stattgefunden hatte, Dein eigner, liebenswürdiger Charakter, Deine ritterliche, rechtschaffene Gesinnung

Alles trug dazu bei, mir das größte Vertrauen zu Dir einzuflößen. Bald weihte ich Dich auch in alle meine Pläne ein. Ich präsentirte Dich am Hofe, und bald erwarbst auch Du Dir das persönliche Wohlwollen Maria Antoinette's."

„Ja, es war damals eine schöne Zeit, Excellenz! Ich hatte damals ein großes, ein edles Ziel meines Lebens."

„Die französische Monarchie hatte allen Einfluß verloren, die gesetzliche Ordnung war aufgehoben; die Republik spukte, wie ein blutiges Gespenst, in allen französischen Gemüthern. Nichts war mehr heilig. Der Herzog von Orleans, Egalité, lebte bereits in der trügerischen Hoffnung, er könne seine Hoheit und Macht auf die Ruinen des gestürzten Königsthrons gründen — es galt zu retten, was noch gerettet werden konnte. Ich erbot mich, die rettende Planke zu sein, obgleich ich leider nur ein schwacher Strohhalm war. Der Plan war entworfen . . ."

„Der 20. kam heran. Ew. Excellenz, als Kutscher verkleidet, harrten mit dem Reisewagen bei Bondy . . ."

„Die königliche Familie gelangte dort an. Der Wagen rollte ab . . ."

„Zu Pferde folgte ich demselben, bereit zur Vertheidigung . . ."

„Ueberall erhielten wir mit Leichtigkeit frische Postpferde. Der russische Paß verscheuchte alle Schwierigkeiten, drängte jedes Hinderniß zurück — wir hofften das Beste. Bei Sommeville erwarteten wir jedoch vergebens die Escorde, die uns dort empfangen sollte . . ."

„Allein noch ging Alles gut von Statten . . .“

„Alles — ja ja, Alles! Wir gelangten in St. Menehould an. Der Postmeister erkannte uns . . .“

„Ein Wort, Excellenz! Ich bitte Sie, Ihre Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß wir, vorausgesetzt, daß wir uns auf dieser Flucht irgend einen Feind zugezogen haben, ihn wahrscheinlich unter denjenigen Personen suchen müssen, mit denen wir zu thun hatten nach dieser Entdeckung. Kannten Ew. Excellenz den Postmeister in St. Menehould näher?“

„Er hieß Drouet.“

„Weiter wissen Ew. Excellenz nichts in Betreff seiner Person?“

„Er war im Jahre 93 Deputirter des Departements Marne, und war einer der Mitglieder des Convents, welcher Ludwig XVI. zum Tode verurtheilte.“

„Sollte derselbe irgend einen persönlichen Haß auf die königliche Familie oder auf uns haben können?“

„Drouet? Nein, daß ich nicht wüßte. Drouet — hm . . . nein!“

„Ew. Excellenz glauben . . .“

„Nein, nein, ich dachte an einen Andern, der Duroit hieß.“

„Das kann derselbe Mann nicht sein!“

„Unmöglich — Duroit war nicht Postmeister . . .

Du weißt, daß Maria Antoinette gern spielte und zwar hoch spielte.“

„Ja — aber fahren Sie fort, Excellenz.“

„Seiner Zeit errichtete sie sogar einen Pharaotisch. Damals lebte in Paris ein berüchtigter Spieler, ein gefährlicher, schlechter Kerl, und um einen Mann zu erhalten, der das Geschäft von Grund aus kannte, wählte die Königin seinen Sohn zum Bankhalter. Er hieß, wenn ich mich nicht irre, Duroit, war noch sehr jung, hatte aber große Fortschritte in der Kunst seines Vaters gethan, und ich weiß nicht, wer der größte Schelm war, der Vater oder der Sohn.“

„Spielten Ew. Excellenz mitunter?“

„Sehr selten. Allein ich stellte mich doch oft am Spieltische ein, um die Charaktere und Gemüther zu studiren. Die Königin verlor oft, und scherzend beklagte sie sich bei mir mehr denn einmal darüber.“

„Spielte der Bankhalter falsch?“

„Allerdings. Eines Tages trat ich an den Spieltisch, in der Absicht, mit der größten Aufmerksamkeit seinen Bewegungen zu folgen. Die Königin spielte und verlor immerfort. Das reizte mich. Ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit. Da bemerkte ich, daß Duroits Hand dann und wann gleichsam ein wenig zitterte. Die Vibration war so fein, daß ich die ganze Kraft meiner Sehnerven anstrengen mußte, um nicht irre zu werden, und ich fürchtete sogar eine Weile, daß

ich mich geirrt habe. Die Königin verlor aufs Neue. Ihre Wange erblaßte ein wenig; ich blickte ihr ins Auge und bemerkte dort einen großen Schmerz, der sich hinter der verstellten Fröhlichkeit verbarg.

„— Va banque!

„Die Karten wurden gezogen.

„— Gewinnt — verliert — gewinnt — verliert!

„Diese einförmigen Worte drangen immer und immer wie dumpfe Dolchstiche durch die Herzen der Spieler.

„Ich wagte kaum zu athmen; ich betrachtete nur unverwandt die Bewegungen des Bankhalters.

„Die Königin hatte coeur Dame markirt.

„Jetzt zitterte die Hand des Bankhalters aufs Neue. Seine Fingerbewegungen waren diesmal lebhafter, als vorher, und ich sah deutlich, daß eine schändliche Betrügerei stattfand.

„Schnell, wie der Blitz, zog ich einen Dolch hervor, den ich immer bei mir trug. Er war ein Geschenk von Maria Antoinette, blank und spitz, wie ein Sonnenstrahl. Gedacht, gethan: ich stieß den Dolch durch die Hand des Bankhalters und nagelte dieselbe an den Tisch fest.

„Ich vermag nicht die Wirkung zu beschreiben, die meine entschlossene Handlung bei Allen hervorrief — die Betrügerei wurde entdeckt, der Bankhalter vom Schlosse weggejagt.“

„Und dieser Duroit könnte nicht derselbe, wie Drouet, sein?“ bemerkte Ankarsparre.

„Duroit wurde kurz darauf auf die Galeeren gesandt, woselbst er nach wenigen Jahren starb, und ich weiß mit Bestimmtheit, daß Drouet im Gefängniß gestorben ist. Napoleon hat niemals irgend Jemand seine Gnade zugewendet, der an dem Todesurtheile Ludwigs Theil genommen.“

„Es kann keiner von diesen Beiden sein, die uns jetzt den 20. Juni ins Gedächtniß gerufen haben!“ erwiederte Ankarsparre.

„Fahren wir jedoch fort!“ äußerte Fersen. — „Allein wo blieben wir noch stehen?“

„Bei St. Menehould.“

„Nachdem Drouet den König entdeckt hatte, eilte er und einige andere Männer uns voraus nach Varennes, um die Behörden und das Volk in Bewegung zu bringen; aber noch hätte unsere Flucht uns doch glücken können, wenn Drouet nicht den Weg bei Montmedy dadurch gesperrt hätte, daß er einen Wagen, mit Meubles und anderen Geräthschaften gefüllt, quer über die Brücke dort hätte umwerfen lassen. . . .“

„Wir müssen genau die Personen in Augenschein nehmen, mit welchen wir von dem Augenblick an zu thun hatten!“ sagte Ankarsparre mit Wärme.

„Wie Du willst. Wir sprangen also vom Wagen . . .“

„Wir wurden angegriffen . . .“

„Es begann ein heftiger Kampf . . .“

„Der König beschwor uns, einzuhalten . . .“

„Gewalt gegen Gewalt würde ihn gerettet haben.“

„Während des Kampfes stieß ich eine Person nieder, die mit drohender Wildheit sich an den Wagen der Königin heranzudrängen suchte . . .“

„Unsere Degen begegneten sich in seinem Herzen — er fiel sofort . . .

„Ich erinnere mich noch seiner Worte: — Rächt mich, Brüder, rächet mich!“

„Ich erinnere mich deren nicht. Der Lärm war zu allgemein, man schrie und fluchte von allen Seiten her.“

„Allein dieses Rachegeschrei ist mir unvergeßlich geblieben. Ich war noch sehr jung und zum ersten Male sah ich meinen Degen von Menschenblut gefärbt.“

„Man riß den König aus dem Wagen . . . das ist die Wahrheit; allein ein Mann stürzte gewaltsam auf uns zu, ehe noch das Racheschrei verstummt war. Erinnern Sie sich noch dessen Aeußeren, Excellenz?

„Nein, mein Freund, ich war zu sehr aufgeregt.“

„Und ich erblickte nie sein Antlitz. Erbittert warf er sich mit gezogenem Degen über Ew. Excellenz. Ich beeilte mich, seinem Angriffe zuvorzukommen und ich würde ihn auf der Stelle getödtet haben, wenn nicht einer seiner Freunde den Stoß parirt hätte. Jedoch

er mußte von seiner Absicht gegen Ew. Excellenz abstehen. Obgleich die Spitze meines Degens von ihrem eigentlichen Ziel abgelenkt wurde, spießte ich den Arm des Mannes mit einer solchen Kraft an einen Pfahl der Brücke auf, daß er seinen Degen verlor und ich mich vergebens bemühte, den meinigen loszureißen. Ich ließ ihn stecken, ergriff den meines Gegners, der zu meinen Füßen lag und der Kampf führte mich jetzt nach einer andern Seite hin."

„Die Sache des Königs und der Königin war indessen verloren! . . ."

Ungleiche Gedanken und Gegenstände beschäftigten Fersen und Ankarsparre während dieses Gespräches. Die Phantasie Fersens beschäftigte sich mit dem Schicksal der königlichen Familie; Ankarsparre war von jenem Ereignisse selbst erfüllt, um daraus, wo möglich, der Person auf die Spur zu kommen, die sie jetzt bedrohte. Es war auch ganz natürlich, daß ein Mann in den Jahren des Grafen Fersen sich mehr von den Ereignissen hinreißen ließ, die unmittelbar Bezug auf seine theuersten Interessen hatten, und daß Ankarsparre, jung und noch in der Gegenwart lebend, mit größerer Lebhaftigkeit die Ereignisse derselben umfaßte.

„Erlauben Sie mir die Frage, Excellenz, ob Sie durchaus nicht jene Person, oder den Kampf zwischen ihr und mir, beachteten?"

„Nicht im Geringsten, mein Freund; ich habe erst in diesem Augenblicke etwas davon erfahren. Ich war ganz und gar damit beschäftigt, Maria Antoinette zu beschützen — ich sah sie dort zum letzten Male.“

„Ich meinerseits glaube, es war Drouet, den ich an den Pfahl spießte.“

„Vielleicht! Aber wie gesagt Drouet ist jetzt todt — wir, Ankarsparre, sind die Einzigen, die zu lange gelebt haben.“

Die Excellenz gab sich seinen Erinnerungen, Ankarsparre seinem Nachsinnen hin; man sprach nicht mehr, man dachte. Ankarsparre erhob sich und ging auf der Terrasse hin und her. Die Sonne stand hinter Wolken und ein dunkler Schatten verbreitete sich über den Platz — es war Dämmerung, sowohl innerhalb, als außerhalb der Bäume; es war, als hätten sie einander nichts mehr zu sagen.

Unterdessen hatte Ankarsparre sich dem Gitter genähert, welches die Terrasse umgiebt, und er warf einen wehmüthigen Blick längs der tiefen, nackten Wand, die sich hinab auf die Straße erstreckt. Unvermuthet hörte er unten Jemand rufen.

„Hollah — warte — warte — Ohio!“

Ohne weitere Absicht blickte er hinab und sah einen Gardisten, der mit großen Schritten einem Mäd-

chen nachlief. Das Mädchen eilte über die Straße, sie hatte den Ruf des Gardisten nicht gehört.

„Hollah, Lena!“ rief der Gardist aufs Neue.

Das Mädchen, welches jetzt seinen Namen hörte, blieb stehen.

„Ah, Du bist es Pistol!“ sagte sie. „Wie bist Du heute schön und fein! Du mußt heute auf die Wache, kann ich mir denken! Willst Du mich begleiten, mein hübscher Junge? ich muß noch in die Fleischerbuden gehen.“

„Ich habe keine Zeit, Lena; ich kann Dir nur wenige Minuten schenken. Aber es ist sehr schön, daß ich Dich hier treffe, denn ich habe etwas sehr Wichtiges mit Dir zu reden — Du begreifst wohl . . .“

„. . . Daß Du wieder irgend einen Soldatenstreich vor hast — ja ja, ich kenne Dich. Aber glaube nicht, daß ich mich so leicht bei der Nase herumführen lasse, wie das letzte Mal; verbranntes Kind scheut das Feuer.“

„Wie bist Du thöricht: es handelt sich hier um kein Feuer, sondern nur um ein wenig Brennholz, ein wenig Kohlen.“

„Daraus kann ein großes Feuer entstehen.“

„Ja, wenn man dumm ist; wenn man aber die Mine richtig anlegt, dann verkohlt Alles ohne Flamme und ohne, daß irgend Jemand sich die Finger verbrennt

— und ein wenig Rauch, nun, davor fürchtest Du Dich wohl nicht? Du bist ja ein eben so muthiges, wie schönes Mädchen."

„Was willst Du denn?"

„Ich will Dich zu Tode herzen, Du kleiner Satan!"

„Ach, laß die Dummheiten! Du weißt, wie sehr ich Deinen großen Knebelbart liebe und daß ich thue, was ich kann — aber überlege nur, was Du forderst und vergiß nicht, daß sowohl die Mutter, wie der Onkel nicht mit sich spielen lassen."

„Nun, trommle nicht die ganze Welt zusammen: ich fordre nicht mehr, als was Du wirst halten können."

„Nun, so sage es gerade heraus und reize nicht meine Neugierde durch eine Fastenpredigt!"

„Möchtest Du wohl zu meinen Gunsten als Zeugin auftreten?"

„Weiter nichts?"

„Nun, da siehst Du, daß meine Forderung nicht die Grenzen Deines kleinen Gewissens überschreitet."

„Ach was — sprich mir nichts vom Gewissen! Das scheuert sich durch Hilfe einiger Gebete alle Abende wieder blank, wie ein kupferner Kessel mit einem Strohwisch — ha, ha!"

„Die Sache ist die, mein Herz, daß es heute Abend ein wenig Lärm geben wird."

„Nein, wirklich? — Wo?"

„Im königlichen Parke.“

„Dann werde ich auch dabei sein!“

„Das war es gerade, was ich wollte — denn siehst Du . . . nun das bleibt sich gleich! Allein, was Du auch zu sehen bekommst, so . . . so . . .“

„Warum sprichst Du nicht aus dem Bart heraus? Wenn es sich so verhält, dann weißt Du doch, Pistol, daß Du auf mich bauen kannst, denn die Polizei soll Dich wahrhaftig nicht fassen, wenn ich Dich losplaudern kann.“

„Aber es wird sehr viel Lärm geben, Schlägerei und . . .“

„Um so besser! Viel Lärm — das ist schön! Werden auch viele Leute dort sein?“

„Das kannst Du Dir doch denken, wenn die Leute sich hier auf der Straße schlagen, dann schießt ein Zuschauer aus jedem Pflastersteine empor. Uebrigens kannst Du ja einige Deiner Bekannten mitnehmen, aber vor allen Dingen zuverlässige Leute — nicht wahr, das wirst Du besorgen, mein Schatz?“

„Ja, natürlich werde ich das besorgen — aber die Veranlassung, die Veranlassung?“

„Das Geheimniß gehört nicht ganz mir.“

„Nun erzähle mir es doch. Wenn man um die Sache selbst weiß, dann weiß man auch nachher um so besser, wie man nachher der Polizei um den Bart zu gehen hat.“

„Zwischen zehn und eilf Uhr heute Abend . . .“

Die Straße war ganz menschenleer und die Redenden sprachen ziemlich laut, weil sie glaubten, ganz ohne Zuhörer zu sein.

„Zwischen zehn und elf? Und heute Abend?“ fiel das Mädchen ein.

Es war durchaus nicht Ankarsparre's Absicht, dem Gespräch der beiden Personen zu lauschen, allein er vermochte nicht die lauten Worte zu überhören.

„Zwischen zehn und eilf Uhr!“ wiederholte er unwillkürlich halblaut. Um dieselbe Zeit hatte Conrad ihm ja gesagt, daß der Unbekannte seine Antwort im königlichen Parke erwarte . . . sollte wohl irgend ein Zusammenhang zwischen diesem zufälligen Gespräch, zwischen dem Auflauf, auf welchen der Gardist hindeutete und jenem Unbekannten stattfinden?

„Ha, ha, ha!“ ertönte jetzt das Lachen von der Straße herauf.

„Du bist ein gescheidter Junge,“ antwortete das Mädchen.

„Bei meiner Gardistenehre!“ erwiederte dieser . . . „wenn es nur Lärm giebt, Leute wird es immer geben, die aus Neugierde von jeder Straßenecke herbeiströmen. Es kommt jedoch darauf an, daß man Jemand bei sich hat, der so zeugt, wie man es will und wie man es nicht will.“

„Du Schelm, wenn Du so lächelst, wie jetzt, muß ich Dich immer recht gründlich lieben . . . Aber sage mir, kann man sich auch darauf verlassen, daß der stolze Herr kommen wird?“

„Darauf kannst Du Dich verlassen. Dein Onkel hat's gesagt, und Du weißt doch, wenn der . . .“

„Nun, wenn es sich so verhält — ah! dann verstehe ich schon . . . Aber still . . . es kommt Jemand . . .“

„Trennen wir uns!“

Ankarsparre warf einen langen, sinnenden Blick bald Lena, bald Pistol nach. Als diese sich trennten, schüttelten sie sich recht herzlich die Hände. Noch eine Weile blieb Ankarsparre stehen und schaute über die Terrasse hinaus. Erst durch jenes Gespräch hatte er sich wieder an die Zusammenkunft des Abends im königlichen Parke erinnert, und er sann jetzt darauf nach, ob er Graf Fersen davon benachrichtigen solle, oder nicht. Er dachte zu gleicher Zeit an die schöne unbekannte Dame, die er bei Carlsberg angetroffen, und an die Gerüchte, die in Betreff derselben in Umlauf seien. Noch zweifelnd, ob er schweigen oder reden solle, näherte er sich wieder dem Grafen. Dieser hatte sich erhoben und stand jetzt an einem der Bäume im Hintergrunde der Terrasse. Ankarsparre betrachtete ihn. Der von so traurigen Erinnerungen aus seiner Ruhe aufgeschreckte Mann wurde in diesem Augenblick von einem

durch die Wolken hervorbrechenden Sonnenstrahl beleuchtet. Die Würde, die aus seinem Antlitz sprach, harmonirte ganz mit seinen Jahren und seiner übrigen Gestalt. Die Natur hatte ihm ein hervorragendes Aeußere verliehen. Seine körperliche Gestalt war groß und symmetrisch; sein Antlitz war frei und offen, in diesem Augenblicke voll von Muth. Doch es war nicht der Muth, der sich von Hoffnungen und gewonnenen Siegen nährt, der von Trotz spricht; es war ein Muth, der von herrlichen Erinnerungen, von Verlusten, aber ohne Verzweiflung, von Niederlagen redete, ohne daß die Ehre darunter gelitten hatte. In seinem Auge leuchtete ein außerordentlicher Glanz: es war der Wiederschein der großen Ereignisse, die seine Gedanken erfüllten. In seiner Hand flimmerte das blanke Blatt eines kleinen Messers, und mit einem langen, melancholischen Blick beugte er sich vor und betrachtete den Stamm des Baumes.

Ankarsparre begriff nicht, weshalb der Graf diese Haltung behauptete; als er jedoch nähertrat, sah er, daß der Graf in den Stamm des Baumes folgende Worte eingeschnitten hatte:

Der 20. Juni.

Rache.

„Ich muß," dachte er, „eine andere Stunde erwählen, um unser Gespräch fortzusetzen; er ist jetzt nur von einer einzigen Erinnerung, von einem einzige

Gedanken erfüllt: von dem Andenken Maria Antoinette's. Diesen Schmerz muß ich ehren!"

Und ohne einen ferneren Blick auf die in den Baumstaum eingeschnittenen Worte zu werfen, entfernte er sich mit dem Entschluß, auf eigne Hand nach Umständen zu handeln.

Siebentes Kapitel.

Die Freiherrin.

Als Conrad eiligst aus Roberts Zimmer trat, begab er sich in sein eigenes, woselbst er seinen Hut und Rock holte, und ging darauf schnellen Schrittes aus dem Hause durch verschiedene Straßen in die Stadt hinein, bis er zuletzt in dem Thorwege eines andern Hauses auf dem großen Markte verschwand.

Wir wollen ihm vorauseilen und vor ihm in ein elegant meublirtes Zimmer jenes Hauses eintreten.

In diesem Zimmer befanden sich zwei Personen.

Die eine war eine Dame, die andere ein Herr, beide waren von einem eleganten Aeußern.

Sie führten ein sehr lebhaftes und, wie es schien, zugleich wichtiges Gespräch.

Ein Bedienter, welcher in's Zimmer trat, störte

sie jedoch in ihrer Unterhaltung. Derselbe wendete sich nämlich an die Freiherrin mit folgenden Worten:

„Baron Ankarsparre's Kammerdiener, Conrad, erbittet sich eine kurze Unterredung mit der Frau Freiherrin."

Als Conrads Name ausgesprochen wurde, begegneten sich die Blicke der Dame und des Herrn.

„Du kannst draußen warten," antwortete die Freiherrin, die den Blick ihres Gastes zu verstehen schien; „Du sollst sogleich Bescheid erhalten!"

Der Diener entfernte sich.

„Conrad ... das ist ja derselbe, von welchem wir soeben sprachen," bemerkte der Herr.

„Ja."

„Er darf mich hier nicht erblicken — und doch..."

„Und doch?"

„... und doch möchte ich sehr gerne..." er hielt wieder inne.

„Ich bin nicht mißtrauisch und ich hege ein unumschränktes Vertrauen zu Ihnen, Sie werden es selbst erfahren nachher. Wenn Sie, während ich mit Conrad rede, in jenes Zimmer treten wollen und wenn Sie die Thüre ein wenig offen lassen, werden Sie unser ganzes Gespräch mit anhören können."

„Seien Sie überzeugt, daß ich mich Ihres Vertrauens würdig zeigen werde."

Nachdem der Herr in's Nebenzimmer getreten war, ließ die Freiherrin Conrad rufen.

Bevor wir weiter schreiten, müssen wir einige Familienverhältnisse auseinandersetzen, die in den Gang und die Entwickelung dieser Erzählung eingreifen.

Als Karl XII. mit seiner Armee die Grenzen Schwedens überschritt, befand sich in den Reihen derselben ein Mann von mittlerem Alter, der nicht allein Soldat war, sondern auch mit dem Soldatenhandwerke eine amtliche Stellung bei der Oeconomie=Verwaltung des Heeres bekleidete. Der Mann hieß „Soldau". In Folge dieser seiner zweiseitigen Stellung wurde er nach verschiedenen Richtungen hin benutzt. Der Mann war ein ächter Haudegen: bärtig wie ein Bär, breitschultrig wie ein Riese, tapfer wie Karl XII. selbst. Mit dem Schwerte in der Hand, gab er keinem Feind Pardon. Er trat weder dem Rechte der Krone, noch dem des Soldaten zu nahe, allein dessenungeachtet war seine amtliche Stellung ziemlich einträglich. Wenn seine Kameraden in Saus und Braus nur im Jubel des Augenblicks lebten, dachte Soldau zugleich an den kommenden Tag und schickte dann und wann nicht ganz unbedeutende, zusammengesparte Summen in die Heimath.

Um dieselbe Zeit, als Karl XII. seine unglückliche Expedition nach Pultava unternahm, war Soldau mit einer Truppenabtheilung in eine der Ostseeprovinzen commandirt, gegen welche die Russen anrückten, nachdem die Hauptarmee sich zurückgezogen hatte, um sich mit dem übrigen Heere des Königs zu vereinigen. Unter andern kleineren Scharmützeln, die dort stattfanden, zeichnete sich besonders eins aus, bei welchem Soldau in der finstern Nacht eine größere russische Truppenabtheilung überrumpelte, sie in die Flucht schlug und sich deren ganzen Kriegsmaterials bemächtigte, unter welchem man, bei näherer Untersuchung, einen nicht unbedeutenden Theil der russischen Kriegscasse fand. Mit diesem begab er sich selbst nach Schweden zurück, um die Gelder in die Hände der Regierung niederzulegen. Zur Belohnung erhielt er nicht allein einen schönen Theil des eroberten Geldes, sondern wurde zugleich in den Adelstand erhoben. In spätern Jahren war er — ohne daß man jedoch auf den näheren Grund dieses Verhältnisses zu blicken vermag, mit Karls unglücklich berühmtem Finanz-Minister, Baron Görtz, intim befreundet. Anstatt, wie dieser, sein hoher Gönner und geistreicher Freund, ein blutiges Opfer der damaligen politischen Intriguen zu werden, zog Soldau sich von dem öffentlichen Leben zurück, um in Frieden seine Tage in dem Kreise einer geliebten Familie zu beschließen, und zwar als einer der reichsten Männer Schwedens. Er

besaß nicht allein ein bewegliches, fast fürstliches Vermögen, sondern auch mehrere große Güter und Bergwerke in verschiedenen Provinzen des Reichs.

Von ihm stammt die adlige Familie Ankarsparre.

Er hatte einen Sohn und eine Tochter. Bei dem Tode des Vaters ging, in Folge dessen testamentarischen Dispositionen, das eigentliche Vermögen auf den Sohn über, wogegen die Tochter sehr wenig oder gar nichts erhielt. Hiermit verhielt es sich folgendermaaßen:

Durch gefahrvolle Abenteuer, durch männliche, kriegerische Thaten hatte Soldau sich Ehre und Reichthum erworben. Die ritterlichen Begriffe des Soldatenlebens von Ehre und Rechtschaffenheit folgten ihm von der Wiege bis zur Bahre. Streng gegen sich selbst, war er es gleichfalls gegen Andere. Vor allen Dingen forderte er von seinen eignen Kindern, von seiner eignen Familie die unerschütterlichste Vaterlandsliebe und das unerschütterlichste Rechtsgefühl.

In seinem Adelsdiplom erblickte er den Wappenschild seines Lebens. Stolz darauf, durch eigne Verdienste — Dienste, die er dem Vaterlande geleistet — sich und den Seinigen einen Namen über die Gegenwart hinaus erworben zu haben, betrachtete er denselben als ein gesammeltes Capital der Ehre, als ein von ihm gegründetes Fideicommiß des Ruhms, welches jedes

Mitglied der Familie zu bewahren, aufrechtzuerhalten, ja selbst zu vergrößern verpflichtet sei. Einen Fleck auf diesen Namen zu setzen, war in seinen Augen dasselbe, als das ganze, oder wenigstens einen Theil des Grundcapitals zu veräußern; und wer es nicht wollte, oder nicht arbeiten konnte, um diesem Namen noch mehr Glanz zu verleihen, denjenigen betrachtete er als einen unthätigen Taugenichts ohne Ziel und Zweck, der seiner ritterlichen Bestimmung untreu sei. Seiner Ansicht nach waren sämmtliche Familienmitglieder die Schuldner des Stammvaters, der das Namenscapital erworben und angelegt; und jedwede Auszeichnung, welche dieselben sich im Leben zu erwerben vermochten, war in seinen Augen weiter nichts, als eine Verzinsung ihrer Schuld zu ihm.

Mit einer solchen Gesinnung war es natürlich, daß der Sohn — oder die Söhne, wenn er mehrere gehabt hätte — eine Stufe höher in seiner Liebe standen, als die Tochter, die selbst im besten Falle, doch unter den fremden Namenschiffern eines Andern verschwinden würde.

Er übersah jedoch deshalb nicht, daß seine Familie selbst durch die Tochter gewisse Auszeichnungen und Vortheile, nämlich ehrende Familienverbindungen, erhalten könne. Er umfaßte sie deshalb auch mit väterlicher Liebe und seine Casse stand immer offen, wenn es sich

darum handelte, daß sie irgend eine große Rolle in den Kreisen seines Umganges spielen sollte.

Verhältnisse einer zarteren Natur, die dem alten Stammvater lange unbekannt blieben, spielten jedoch seinen Plänen und Berechnungen, die mehr von militairischem Verstand und Disciplin, als von Menschenkenntniß Kunde gaben, einen ganz abscheulichen Streich.

Schon damals, als der Alte von der Heimath entfernt und als tapferer Krieger unter den Fahnen Karls XII. kämpfte, hatte die Tochter sich, ohne eine Ahnung von dem Reichthum, von der Ehre und dem Namen, welche der Vater einst erbeuten sollte — verliebt.

Als er nun endlich, überschüttet mit all' dieser unvorausgesehenen Größe, zurückkehrte, und selbst mit den groben Händen eines rohen Soldaten, seiner bis dahin in aller Einfachheit lebenden Familie mittheilen wollte, drückte sie den Kopf des jungen Mädchens, als habe man ihr einen schweren, stählernen Soldatenhelm aufgesetzt.

Jahre lang verbarg die Tochter die Glut ihres Herzens dem strengen, barschen, stolzen Krieger, den sie nur mit dem Gefühl der Furcht ihren Vater nannte. Sie hoffte — doch was hoffte sie? ... Zwischen ihr und dem Vater gab es keine Vermittelung, keinen versöhnenden, guten Genius: ihre Mutter war gestorben.

Der Alte, unbekannt mit den Verhältnissen, die in seinem nächsten Kreise obwalteten, lebte sich immer mehr und mehr in seine neue aristokratische Stellung ein, die auf kriegerische Thaten und männliche Opfer an ein geliebtes Vaterland gegründet war; und anstatt, wie die Tochter gehofft, daß sein Herz mit den Jahren erweichen sollte, wurde es immer härter und unbiegsamer.

Eines schönen Tages war die Tochter verschwunden — sie war entflohen.

Zornentbrannt schoß das Blut in die Wangen des ergrauten Kriegers — allein alle seine Nachforschungen blieben vergebens.

Allmälig ging sein Zorn in einen verbissenen Schmerz über und nachdem er lange gebrummt und geflucht hatte, sprach er von einem bestimmten Tage an kein Wort mehr von seiner Tochter.

Um dieselbe Zeit beunruhigten die Russen die schwedischen Küsten und auf ihren Raubzügen kamen sie gleichfalls in Oestergothland an. Der alte Soldau, ein gründlicher Russenfeind, lebte wieder auf und entschloß sich, noch einmal seine Klinge mit dem Feinde zu messen.

Eines Tages streifte er an der Küste umher, von einigen seiner eignen Diener begleitet, die er bewaffnet hatte.

Aus einem dichten Walde heraustretend, durch welchen der Weg sich schlängelte, erblickte er eine schöne, mit Gebüsch begrenzte Bucht, an welcher ein nettes Haus malerisch lag.

Er sprang vom Pferde und trat mit den Seinigen auf den Hofraum des Hauses.

Das Erste, was er bemerkte, war ein Russe, der, ausgestreckt in dem hohen, üppigen Grase, zu schlafen schien. Er ging an ihm vorüber und näherte sich dem Hause. Als er dort eintrat, fand er vier Männer um einen Tisch sitzend.

„Es leben die Russen und die Schweden!“ rief man und die Gläser klangen, um die Feinde willkommen zu heißen.

Die drei dieser Männer waren Russen, einer war ein Schwede.

„Das ist Verrath oder Feigheit!“ rief der zornentbrannte Alte; „jedenfalls ist es ein irrloser Streich! ... Nehmt sie gefangen,“ befahl er darauf seinen Begleitern.

Die Männer sprangen empor; sie griffen nach ihren Waffen — allein es war zu spät: sie waren bereits umzingelt.

Jetzt sprang jedoch eine Thüre auf und eine Frau stürzte hervor. Durch deren Anblick überrascht, trat

unser Krieger Karls XII. einen Schritt zurück: die Eintretende war seine Tochter.

„Gnade für meinen Mann!“ flehte sie und stürzte dem zornigen, verrathenen, strengen Vater zu Füßen.

Aber der eiskalte, versteinerte Zorn des Vaters besaß keine Worte; seine Zunge war vor Schauder gelähmt, sein Herz vor Verdruß.

„Barmherzigkeit!“ flüsterte sie auf's Neue und neigte ihr lockiges Haupt.

„Fluch und Verdammung!“ stammelte er; „Fluch über Dich und über Deine Nachkommen bis in's letzte Glied!“

Und er eilte aus dem Hause, den Haß und den Verrath hinter sich lassend.

Von diesem Tage an ging kein Wort über seine Lippen, was irgend einen Zusammenhang mit diesem Ereigniß hatte; nie sprach er von seiner Tochter, und wer es nicht wußte, hatte keine Ahnung, daß er eine solche jemals besessen. Ihm war sie gestorben — ja noch mehr: er trauerte nicht um sie, sie war aus seinem Herzen verwischt, sie war vergessen.

Aber mit um so größerer Liebe umfaßte er nun seinen Sohn, einen jungen Mann, der auch in der That seine Liebe verdiente, nicht allein der Achtung und Nachgiebigkeit wegen, mit welcher er sich in die Eigenheiten seines alten Vaters zu schicken wußte, sondern auch, weil er ein in vieler Hinsicht ausgezeichneter, hoff=

nungsvoller und talentvoller Jüngling war, dem man prophezeihete, er würde nicht allein seinem Stande Ehre machen, sondern auch dem Staate ein nützlicher und rechtschaffener Bürger werden. Auf diesen ging nun auch sein ganzes, eigentliches Vermögen über und nur der unbedeutende Theil, den er bereits vor seinem ersten Feldzuge gegen die Russen besessen hatte, hinterließ er ohne besondere Bestimmung, weshalb er auch, laut der geltenden Gesetze, in zwei gleich große Theile an beide Geschwister kam. Sehr wenig, oder so gut wie gar nichts, kam somit auf das Loos der Tochter.

In seinen letzten Jahren wohnte er auf seinem liebsten Gute, Johannisthal, woselbst er sein Familienbegräbniß im Einklange mit den Forderungen und Sitten der damaligen Zeit einrichtete und Abschied von der Welt nahm.

Hier dictirte er nun auch mit dem bitteren Gefühl gegen seine Tochter, die seiner väterlichen Gewalt entgegengetreten war, seinen letzten Willen.

Aus demselben mag hier der folgende Abschnitt als Probe dienen:

„Sintemal ein starker, muthiger und rechtschaffener Geist ein hohes Gut ist, und damit ein solcher in meiner Familie fortleben mag, so auch, damit Sohn auf Sohn, Tochter auf Tochter, ein Sprößling nach dem andern immerfort sich an denjenigen erinnern möge, aus dessen Hand sie die sämmtlichen Güter

empfangen, welche ihnen die Vorsehung verliehen hat, will ich, als eine Bedingung des Besitzes, noch ferner anempfohlen haben, daß man bei dem Eingehen einer Ehe jedesmal die Ceremonie auf Johannisthal begehe und zwar in der Weise, daß die Trauung in Gegenwart desjenigen Verstorbenen geschieht, der zuletzt in die Grabcapelle beigesetzt worden und muß der Sarg des Todten einen besondern würdigen Platz in der Nähe des Altars einnehmen; wobei folgendermaaßen zu verhalten ist: daß der Priester vor der Trauung und bevor der Act beginnt, dem Todten die Frage vorlegt, ob er die Ehe gut heiße: schweigt der Todte, ist ein solches Schweigen als Einwilligung und Beifall zu betrachten. Die Beobachtung dieser Vorschriften wird meinen Nachkommen den Segen ihres Stammvaters auf ewig erhalten. — Damit Niemand ohne Vergeltung diese Ceremonie ausführe, bestimme ich anhero, daß folgende Summen bei jeder Trauung der Kirche, der Gemeinde und dem Prediger ausgezahlt werden, nämlich 2c. 2c. 2c."

Durch diese, die bizarreste aller Ideen, glaubte er nun für immer den Saamen der Erbitterung und des Unwillens, sowie derselbe zwischen ihm und seiner Tochter emporgeschossen war, zu ersticken, denn indem er die Gewalt der Eltern selbst nach dem Tode aufrecht erhielt, glaubte er jede Mesallianz innerhalb seiner Familie verhindert zu haben.

Daß die Gedanken des alten Mannes nicht ganz

vernünftig und klar gewesen sind, ersehen wir bereits aus der sonderbaren Clausel, daß der Letztverstorbene bei der Trauungsceremonie befragt werden und durch sein Schweigen man die Einwilligung zu der Ehe abnehmen sollte. Allein sonderbar genug, es war, als ertöne die Stimme des Stammvaters noch immer den Nachkommen aus seinem Grabe heraus, und man leistete ihm Gehorsam, weil man bei dem Gedanken von Schauder und Furcht ergriffen ward, man könne sich im entgegengesetzten Falle einem Fluch aus dem Reiche der Todten aussetzen.

Von einem Familienglied nach dem andern ging das große, fast colossale Vermögen, eher vergrößert, als verringert, bis es endlich in die Hände der Mutter Anton Ankarsparre's gelangt.

Zwischen den beiden, von dem Obersten Soldau herabsteigenden Linien, den männlichen, vom Sohne fortgeflanzt, und der weiblichen, von der Tochter hergeleitet, erhob sich immerfort gleichsam ein finsterer Geist, der der Gruft des Ahnherrn entstieg. Auf der einen Seite blühten Reichthum und Segen, auf der andern schossen nur die Dornen der Armuth und des Unglücks empor: Freude, Glück und Ehre schienen unzertrennlich von der männlichen Linie zu sein, Kummer und Unglück von der weiblichen. Allerdings hatten die beiden Linien mehr denn einmal versucht, sich einander zu nähern, namentlich hatte die reichere durch Freigebigkeit und

Edelmuth die Seitenlinie und deren Glieder zu erhalten und sie gegen Armuth und Mängel zu schützen versucht; allein, man mochte thun, was man wollte, es war, als sei jeder Segen davon gewichen. Während die eine Linie sich stolz und glücklich entwickelte und immer von dem Glanz, welchen der Reichthum verleiht, von der edlen Gesinnung umgeben war, die eine Frucht des glücklichen Einklanges zwischen einem klaren Verstande und einem guten Herzen ist, verpflanzte die andere sich, zwar nicht ohne Stolz und Hochmuth, aber düster und von bitterem Neide verstimmt oder verzehrt, von Haß und andern Leidenschaften erfüllt. Bevor die Mutter Anton Ankarsparre's sich vermählte, erkrankte sie heftig und war von den Aerzten für verloren gehalten. Alsdann klopften die Herzen der Glieder der anderen Linie in unruhiger, heimlicher Freude, in fröhlichem, ängstlichen Erwarten. Allein sie starb nicht, sondern erhob sich noch blühender und schöner, als je, von dem Krankenlager. Kurz darauf vermählte sie sich mit Antons Vater, und ihr Reichthum war nicht die beste Mitgift, die er mit ihr erhielt, ihr Herz war eine noch schönere und edlere Gabe.

Die nächste Anverwandte aus der weiblichen Linie war ihre Cousine, Fräulein Charlotte B**. In dürftigen Verhältnissen, und hauptsächlich durch ihrer Hände Arbeit ernährte diese sich in Stockholm, woselbst sie sich mit Vorliebe aufzuhalten schien. Uebersehen und zurück-

gesetzt, wie es mittellosen Mädchen gewöhnlich ergeht, bot ihr das Leben wenige oder gar keine Genüsse. Von Natur hochmüthig, sich nach den Vortheilen und Genüssen sehnend, welche eine höhere, von Reichthum getragene Stellung zu bringen pflegen, empfand sie tief erbittert und lebhaft ihre gedrückte, unbemerkte Lage. Als Antons Mutter, die bereits seit der Zeit, wo die beiden Mädchen noch Kinder waren, Charlotte kannte, eine eigne Heimath erhielt und Charlotte einlud, zu ihr zu ziehen, fühlte sie sich zwar darob beleidigt, nahm jedoch das Anerbieten an — wir wissen nicht aus welchem Grunde, und als Antons Mutter starb, vermählte der Witwer sich kurz darauf mit Charlotte.

Von diesem Zeitpunkte an verlebte sie mehrere Jahre in Reichthum und Pracht. Die vornehme Welt eröffnete ihr plötzlich ihre duftenden, berauschenden Springbrunnen, und mit der ganzen Gier einer durstigen Seele schwelgte sie in ihren Genüssen. Bald war sie eine der charmantesten, Ton und Mode angebenden Damen der Hauptstadt, und Alles, was in den höheren Kreisen ausgezeichnet war, huldigte der stolzen Frau. Dreist und nicht ohne Scharfsinn breitete sich durch die damals allgemein herrschende, revolutionaire Gesinnung, und namentlich durch die Politik des Jahres **1809**, vor ihr ein Feld intriguanter, politischer Thätigkeit aus.

Als Herzog Karl den Thron bestieg, war ihr Gemahl unter denjenigen, auf welche die neue Gnadensonne

ihre ersten Strahlen warf. Sofort zum Hofmarschall ernannt, wurde er kurz darauf Baron.

Sie jauchzte laut über dieses Glück; die Ehre, welche der Familie zu Theil geworden, war ihr Werk.

Von jetzt an träumte ihr nur von neuen Eroberungen und neuen Auszeichnungen auf der Bahn des Glücks. Es gab für sie keine Gunst, welche sie nicht sich selbst und ihrer Familie verschaffen konnte. Vom Hofmarschall war der Weg bis zu den höchsten Würden des Reichs zum Theil gebahnt, und vom Baron bedurfte es ja nur eines kleinen Sprunges bis zum Grafen. Sie begann auch bereits die Netze zu spinnen, durch welche sie Gott weiß wen zu umstricken versuchen wollte.

Allein eben so unvermuthet, wie plötzlich, stürzte sie von ihren schwindelnden Träumen herab.

Ihr Gemahl, der Baron, starb.

Ihre Trauer war bitter, entsetzlich, fast verzweifelt. Sie trauerte nicht um den Mann: sie beweinte nur die verlorene Möglichkeit, noch höher zu steigen, beweinte den Verlust der großen Reichthümer, die nun plötzlich aus ihren Händen in diejenigen ihres Stiefsohnes Anton übergehen sollten. Der Schlag traf sie so unvermuthet, daß sie beinahe selbst unter seiner Wucht erlag. Sie hatte alle Herrlichkeiten dieser Welt genossen, nachdem sie vorher aus dem bittern Kelche der Armuth getrunken, und sie hatte deshalb geschwelgt,

gleichsam um einen Ersatz gegen alle früheren Leiden zu haben; und auf einmal war nun die Stunde der Schwelgerei abgelaufen, und sie gezwungen, in ihre frühere, unbedeutende Stellung zurückzutreten! Sie glich einer ehrgeizigen Königin, die durch einen Zauberschlag ihre ganze Macht verliert, welche die Krone ablegen, den Purpur abstreifen und für immer auf Hoheit und Einfluß verzichten muß. Mit wie bittern Gefühlen erfüllte sich ihr Herz. Von allen Illusionen herabzusteigen — o, es war entsetzlich! Das werden, was sie früher war, ein armes, abhängiges Weib, brachte ihr Herz zum Stillstand; es schauderte ihr.

Der Titel, die Ehre, welche sie — nur sie — der Familie verschafft, dieser Titel eines Barons, sollte nicht einmal ihrem Sohne Robert, sondern einem andern, einem Fremdling ihres Herzens, ihrem Stiefsohne, demselben Manne anheimfallen, an welchen sie nun auch die Reichthümer abtreten mußte, durch welche sie bis jetzt in Ueberfluß gelebt hatte.

Die gesetzlichen Bestimmungen ließen sich indessen nicht ändern.

Aber allmälig, wie das Gesetz sein Werk vollbrachte, verschwand der Glanz aus ihren Augen, der Ausdruck ihres Antlitzes, die Rosen ihrer Wangen. Als eine Gestalt, der man die lächelnden, duftenden Blumen des Lebens entrissen hatte, stand sie auf den Ruinen des verschwundenen Glückes. Die Formen waren noch

immer edel, die Züge angenehm, ihr Haupt trug sie noch immer so stolz, wie vorher, vielleicht selbst noch trotziger; allein in diesem Allen suchte man vergebens nach der lebendigen und warmen Gluth eines frischen Herzens.

Der Schlag hatte sie gerade dort getroffen.

Als Conrad eintrat, blieb er an der Thüre stehen. Die Freiherrin hatte sich erhoben und näherte sich ihm auf einige Schritte.

Die Thür zu einem innern Zimmer stand halb offen.

„Frau Freiherrin . . .“ sprach er. Er schien nicht recht zu wissen, wie er das Gespräch beginnen sollte. Er hatte gehofft, die Freiherrin würde ihn anreden, und er an ihre Worte anknüpfen können, allein sie schwieg.

„Alle wünschen sich die alte gute Zeit zurück. Als Sie, gnädige Frau Freiherrin, das Regiment führten, da war Leben und Bewegung, da sah man Menschen, da gab es Freude und Fröhlichkeit; jetzt ist es, als wäre Alles ausgestorben. Wir hoffen jedoch . . . Sie wissen, gnädige Frau Freiherrin, daß wir hoffen . . .“

„Und was hofft Ihr?“ frug sie vorsichtig.

„ . . . Daß die alte, gute Zeit bald zurückkehren wird.“

„Wie so — bald? Du sprichst in Räthseln!“

Conrad drehte verlegen seinen Hut; jedoch seine Verlegenheit war nur eine scheinbare, denn er äußerte gleich darauf:

„Frau Freiherrin . . . Sie kennen mein Geheimniß . . .“

„Ich weiß nicht . . . Dein Geheimniß, Conrad?“

Conrad erblaßte ein wenig und seine Unterlippe zitterte, was immer deutliche Zeichen seines Verdrusses waren.

„Wohlan denn,“ antwortete er nach einer Weile, „wenn Sie, Frau Baronin, nicht mein Geheimniß kennen, so werden Sie deshalb wohl nicht vergessen haben, daß ich das Ihrige kenne!“

Jetzt war die Reihe, zu erblassen, an der Freiherrin.

„Wie so?“

Konrad schien fest entschlossen, zu schmieden, während das Eisen glühte.

„Sie überraschten mich in einem unbewachten Augenblick, Frau Freiherrin, und mein sonst so wohlverwahrtes Geheimniß wurde an Sie verrathen; ich fürchtete mich vor Ihnen. Ein kluger Mensch versteht jedoch zu rechter Zeit seine Maßregeln zu ergreifen, und ich ließ Sie nicht aus den Augen, bevor ich . . . Sie dürften doch nicht vergessen haben — daß auch ich Sie überraschte?“

Die Freiherrin antwortete nicht; Conrad sprach in einem so sichern Ton, daß eine eigenthümliche Unruhe sie faßte.

„Sie hassen Ihren Stiefsohn, Baron Anton!“ fuhr Konrad fort. Darauf schwieg er, als harrte er einer Antwort. In Zweifel, was sie thun sollte, warf die Freiherrin einen Blick durch die halboffene Thür in das Nebenzimmer. Dort bemerkte sie, daß ihr Gast sich dem Fenster genähert und an eine der beschlagenen Scheiben mit dem Finger ein „Nein“ hingeschrieben hatte.

Sie verstand ihn.

„Ich, Anton hassen?“ antwortete sie nun auch sofort. „Nein, ich hasse ihn nicht. Wie kannst Du das behaupten, mein lieber Conrad? . . . hier muß irgend ein Irrthum obwalten.“

Conrad schien höchst erstaunt zu sein.

„Frau Freiherrin,“ fuhr er fort, indem er sehr langsam und feierlich sprach, „es scheint, als hätten Sie ganz vergessen, was zwischen uns Beiden geschehen ist.“

Sie blickte wieder durch die Thüre auf das Fenster im Nebenzimmer; dasselbe „Nein“, dem sie soeben gehorcht hatte, stand noch immer dort, und ohne weiter zu überlegen, erwiderte sie:

„Nein, aber . . . aber . . .“ Sie wußte nicht, was sie noch hinzufügen sollte.

„Aber ich habe es nicht vergessen, Frau Freiherrin,

und" — er zog ein Papier aus der Tasche — „dieses Schreiben, mit Ihrer eigenhändigen Unterschrift versehen, dürfte Sie jedoch an das Verhältniß erinnern, in welchem Sie zu mir stehen."

Der Mann begann dreist zu werden. Sie hatte bis jetzt Konrad für einen dummen, einfältigen, aber rachsüchtigen Charakter angesehen, den sie wie ein gehorsames Werkzeug behandeln konnte. Jetzt sah sie plötzlich ein, daß sie sich geirrt, und bereute, gar zu unvorsichtig ihr Vertrauen verschenkt zu haben. Sie warf einen schnellen Blick auf die Fensterscheibe, allein dieselbe telegraphirte keine Antwort.

„Wenn es nicht nöthig ist, Frau Baronin," fuhr Conrad fort, „bin ich durchaus nicht ein Freund vieler Worte, und hier ist es eben nicht nöthig. Ich weiß sehr gut, daß es Ihrer Einwilligung bei dem, was ich unternehmen will, durchaus nicht bedarf; aber, da Sie und Ihr Sohn doch eigentlich diejenigen sind, die den Vortheil aus meinem Wagniß ziehen werden, so scheint es mir, daß wir vereint und einig handeln könnten. Es würde mich sicherer und hinterher zufriedener machen, denn ich darf doch wenigstens darauf rechnen, daß ich bis zu meinem Tode Dach über dem Kopfe behalte, wenn ich Ihnen all das aufs Neue schenke, was Sie bereits verloren haben: Reichthum, und namentlich Ihrem Herrn Sohn außerdem eine freiherrliche Krone über seinem Wappenschild. Sie wissen zu gut, daß

mein Haß gegen Baron Anton nicht gerade viele Umwege zu nehmen verträgt, weil er mich einmal in einer Weise beleidigt hat, die kein Mann hinnehmen kann, ohne sich zu rächen. Noch einmal frage ich Sie: Sind Sie für, oder sind Sie gegen mich?"

Die Fensterscheibe telegraphirte „gegen."

„Ich bin gegen Dich!" antwortete die Freiherrin.

Diese Antwort schien Conrad tief zu ergreifen. Er richtete sich in die Höhe, und es war, als wüchse er unter dem Einfluß einer wilden Leidenschaft. Seine Unterlippe zitterte.

„Wohlan denn — Sie sind gegen mich! Ich empfehle mich ganz gehorsamst, Frau Baronin, und begebe mich von hier zu Ihrem Herrn Sohn, der, wie ich hoffe, nicht die Annehmlichkeiten eines grenzenlosen Vermögens und der freiherrlichen Raritäten von sich stoßen wird. Unterthänigster Diener!"

„Warte, warte!" rief die Freiherrin eifrig und voller Unruhe.

Conrad lächelte und blieb stehen.

„Conrad, Du weißt, daß ich meinen Sohn liebe, daß ich ihn mit der ganzen Wärme, der ganzen innigen Hingebung einer Mutterliebe; daß ich seinetwegen Alles, ja, ja, Alles opfern könnte!"

„Auch Ihre Gewissensruhe?" bemerkte Conrad.

„Ich sage Dir — Alles! Du darfst nichts mit ihm verabreden, Du darfst ihn nicht in Versuchung

leiten, ihn nicht in die finstre Tiefe hinabziehen, deren Schwindel meine Gedanken ergriffen hat; Du darfst ihn nicht in den Abgrund der Gewissensqualen hineinstürzen — nein, nein, Du hast mir Schweigen versprochen, Du hast geschworen, ihm zu verheimlichen ... O, es wäre entsetzlich, wenn er fallen sollte! Lieber will ich die ganze Last tragen, lieber will ich ... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Allein er muß rein, muß unbefleckt bleiben, alsdann nur wird er sein Glück genießen, wird er sich würdig fühlen der Achtung Anderer und seiner eigenen Stellung. Kurz, er darf nicht in Kenntniß gesetzt werden .... Was forderst Du von mir?"

„Daß Sie mir Ihren schriftlichen Auftrag geben, diesen Abend noch das zu bewerkstelligen ... Sie wissen, was ich meine."

Das Fenster telegraphirte: „Nein."

„Nein, nein!"

„... Daß Sie dieses Papier, das ich in meiner Hand halte, mit Ihrer Namensunterschrift versehen, und zu dessen Inhalt ich ferner diesen Auftrag hinzugefügt habe."

Die Freiherrin blickte wiederum nach dem Fenster, und bemerkte, daß der Gast dort schnell mit der Hand über sein früheres „Nein" fuhr und eben so eilig ein „Ja" darunter hinschrieb.

Sie begriff diesen Widerspruch nicht, aber sie folgte blindlings dem ertheilten Rathe.

„Wohlan denn," sagte sie also, „ich werde Deinen Wunsch erfüllen; allein vorher mußt Du mir schwören, daß Du Robert niemals etwas von unserem Geheimniß entdecken wirst!"

„Ich schwöre es bei der Asche meiner Mutter, bei dem Andenken meines Vaters!"

Conrad war durchaus nicht gewissenhaft. In diesem Augenblicke konnte er jedoch auf Alles schwören, weil er sich bereits in Beziehung zu Robert gestellt und diesen in das Geheimniß eingeweiht hatte, ohne jedoch ihm die Mutter als die innere Triebfeder zu nennen. Er wollte nicht das eine Gute des andern willen von sich stoßen, sondern begab sich auf zwei Wegen zum Ziele. Das Fenster telegraphirte wiederum:

„Die Stunde und den Ort?"

„Aber, Konrad," äußerte sie nun, „wenn ich auf Deine Forderung eingehe, dann mußt Du mir auch sagen, wann Du gedenkst, Deine Absicht auszuführen, Du sagtest soeben, Du wolltest es bald thun — also wann?"

„Heute Abend, Frau Baronin, heute Abend zwischen 10 und 11 Uhr."

„Schon heute Abend — also morgen . . . O, ich . . . ich . . . und wo?"

„Im königlichen Parke."

„Aber die Art und Weise, Conrad? Wenn Du nur vorsichtig bist — wenn Du nur Deiner Sache gewiß bist?“

„Vollkommen, Frau Baronin, obgleich ich nicht hier über die Maßregeln berichten kann, die ich ergriffen habe. Sie brauchen weiter nichts zu wissen, als was Sie morgen wahrscheinlich in allen Zeitungen unter der Abtheilung: „Polizeiliche Nachrichten“ lesen werden.“

Die Freiherrin warf wiederum einen Blick nach dem Fenster. Dort stand jetzt geschrieben: „Versprechen Sie zu unterschreiben, aber reißen Sie das Papier entzwei.“

Dieser Rath stimmte überein mit ihren eigenen Gedanken, und Sie entschloß sich, es koste was es wolle, denselben treu zu befolgen.

„Ich will nicht länger in Deine Pläne eindringen,“ sagte sie darauf — „gieb deshalb das Papier her und ich werde unterschreiben.“

Conrad legte das Papier auf den Tisch. Dieses theure, ihr so wichtige Dokument lag also vor ihr. Sie konnte nicht umhin, einen gierigen Blick darauf zu werfen. Conrad blieb ruhig stehen, als wenn er nichts bemerkte.

„Sie zögern?“ äußerte er endlich.

„Ach ja, ich dachte . . .“

„Hier ist die Feder!“ sagte er.

Sie ergriff dieselbe.

„Unterschreiben Sie,“ fuhr Conrad fort.

Sie wollte ihre linke Hand auf das Papier legen, gleichsam um es fest zu halten, während sie schrieb.

„Das ist unnöthig!“ bemerkte Conrad. „Haben Sie die Güte und nehmen Sie Ihre Hand zurück, ich werde das Papier halten.“

Mit der größten Unruhe bemerkte sie seine Vorsicht, und sie bebte um den Ausgang. Indessen mußte sie schreiben. Sie begann auch die ersten Buchstaben ihres Namens zu schreiben. Ihr Herz klopfte gewaltsam; das Blut kochte in ihren Adern; ihr Antlitz wechselte zwischen roth und weiß. Der entscheidende Augenblick war da.

Als Konrad nun wähnte, der Name sei bereits geschrieben, und er war es in der That auch, indem nur der letzte Buchstabe fehlte, hob er seine Hand ein wenig empor.

Die Freiherrin benutzte diese Unvorsichtigkeit.

Schnell wie der Blitz legte sie beide Hände auf das Papier und breitete sie über dasselbe aus.

Conrads Unterlippe zitterte, als er diesen Verrath bemerkte; aber er war eben so schnell, er hob ihre beiden Arme in die Höhe und bemächtigte sich wiederum des Papiers. Es gehörte wieder ihm.

„Jetzt kenne ich Sie, Frau Baronin,“ rief er, und ein teuflisches Lächeln spielte um seine Lippen —

„bitten Sie zu Gott, daß Sie nicht auch einmal mich kennen lernen.“

Die Freiherrin war gedemüthigt, vernichtet. Sie zitterte an allen ihren Gliedern, die Muskeln ihres Gesichts vibrirten.

Ein Hohnlächeln spielte um Conrads Lippen, als plötzlich die halbangelehnte Thüre zu dem Nebenzimmer leise aufging und der fremde Gast eintrat.

Derselbe war eine große, hohe Gestalt. Seine tiefen, dunklen Augen richteten sich mit zermalmender Ruhe auf Conrad.

Er war schwarz gekleidet, selbst sein Haar war schwarz, und an der einen Hand trug er einen gleichfalls schwarzen Handschuh.

So mächtig war der Eindruck, welchen das unvermuthete Auftreten und der ruhige, befehlende Blick auf Conrad übte, daß dieser fast entmuthigt wurde.

Er erkannte auch sofort in ihm dieselbe Person, die ihm des Morgens auf der Straße den Brief an Baron Anton Ankarsparre gegeben hatte.

„Entferne Dich nur ungestört, Conrad, mit dem Schreiben, welches Du der Freiherrin abgenöthigt hast. Ich kenne so gut, wie Du, ihre geheimsten Gedanken, und ich brauche Dich nur daran zu erinnern, daß ich, wenn Du das Schreiben in irgend einer boshaften Absicht gegen Sie verwenden solltest, daß ich, sage ich, bezeugen kann, daß Du dasselbe mit Gewalt entrissen

hast. Für den Fall aber, daß Du das Papier nur in gewissen, kleinen, eigennützigen Absichten verwenden willst, ist Alles, was sich hier ereignet hat, Dir gern vergeben. Man soll nie zu viel plaudern, mein lieber Conrad, ehe man etwas gethan hat. Dort ist die Thüre!"

Conrad entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen. Er war gedemüthigt und verlegen über die Wendung, welche die Sache genommen hatte. Als er fort war, beklagte die Freiherrin, daß er das Papier behalten und mitgenommen habe.

„Fürchten Sie nichts," erwiederte der fremde Herr; „ich stehe Ihnen für den Ausgang.

Achtes Kapitel.

Die Wahnsinnige.

An der linken Seite des großen Marktes wogte eine nicht ganz kleine Menschenmasse hin und her; man schrie, man fluchte und plauderte und drängte einander. Conrad blieb stehen, um die Veranlassung dieses Gedränges zu erfahren.

Auf der höchsten Treppenstufe eines Hauses stand ein Mädchen; dasselbe ragte dadurch bedeutend über die es umgebende Menschenmenge empor.

Der Kopf des Mädchens war unendlich schön. Liebe und Anmuth blühten dicht vereint in ihrem feinen Antlitz. Aber ihre Augen hatten keine bestimmte Richtung; ihr Blick irrte gleichsam auf matten Flügeln umher, ohne einen bestimmten Gegenstand zu beachten.

Als Conrad das Mädchen erblickte, fuhr er erstaunt zusammen. Es war ihm jedoch unmöglich, sich durch die dicht zusammengedrängte Volksmenge einen Weg zu bahnen und das Mädchen zu erreichen.

Das Mädchen sprach:

„Dabei ging es her — wie soll ich mich ausdrücken, hi, hi, hi, — gerade wie in unserer schwedischen Academie . . . Ihr kennt ja die schwedische Academie . . . sie liegt dort oben in der Börse . . . so ging es gerade auch her, als die Menschen erschaffen wurden. Ich kenne eine allerliebste Geschichte davon, ich habe sie in dem ABC-Buche gelesen — Ihr kennt doch das ABC?“

Das Volk antwortete mit einem unendlichen Gesumme. „Still, still,“ riefen Einige.

„Eines Tages,“ fuhr das Mädchen fort, „nahm der liebe Gott sich vor, er wolle sich dort oben im Himmel mit irgend etwas zerstreuen — es war gar zu langweilig, immer auf einem blanken, schimmernden, durchsichtigen Fußboden von Glas, auf- und abzuspatzieren und die Complimente der Engel anzuhören. Wollt Ihr wissen, was er that?“

„Ja, ja, fahre nur fort, fahre nur fort!“

„Ja, seht Ihr . . . er machte zuerst alle die dummen Engel gescheidt. Und alsdann schrieb er eine Preisaufgabe aus: die Engel sollten einige Wesen erschaffen, die für die Erde paßten, welche damals noch ganz leer

und öde war. Der Einfall war gar nicht so übel, umsomehr, als er demjenigen, der das beste Thier herstellte, den höchsten Preis, oder sechsundzwanzig Ducaten, versprach. Die Engel hatten einen ganzen Monat Zeit und jetzt gab es ein Lärmen hin und her unter ihnen, droben über den Wolken. Einer lief hin und her und beguckte Alles, was ihm in den Weg kam; Einer legte die Finger auf die Nase; ein Anderer strich mit der Hand über die Stirne; ein Dritter setzte sich eine Brille auf, und ein Vierter nahm sich eine Priese aus der feinsten Carotte."

Das Mädchen schwieg, als sinne sie auf etwas Weiteres nach.

Es ist bemerkenswerth, welchen tiefen Eindruck ein Wahnsinniger selbst auf einen vernünftigen Menschen macht. Offenbart der Wahnsinn sich obendrein in einer einnehmenden, schönen Gestalt, dann wird der Eindruck um so mächtiger. Auf die ungebildete Menschenmasse übt der Wahnsinnige einen fast unbegrenzten Einfluß aus. Die sinnlosen, überraschenden, aber dunkel von hellen Blitzen durchwebten Worte betrachtet die Menge oft als höhere Eingebungen, als göttliche Offenbarungen.

Als das Mädchen schwieg, wurde es so still um sie her, daß man das Brummen einer Fliege hätte hören können.

„Kennt Ihr den Engel Bombabini?" rief sie plötzlich aus, indem sie das Auge wieder emporschlug.

„Er ist ein kleiner Engel,“ fuhr sie fort, „ein kleiner, süßer Engel, ein Wohlgeruch für den Himmel und für die ganze Welt. O, Ihr solltet ihn kennen!“

„Still, still — beuge Dein Ohr hierher . . .“ und sie legte ihre linke Hand aufs Herz, „hört Ihr nichts — sagt einmal, hört Ihr nichts? Es klingt wie tick, tack, tick tack: es ist der Engel, der drinnen sitzt und mit sich selbst plaudert.

„Bombabini wohnt mitunter im Herzen . . . ich will Euch die Geschichte erzählen . . . was — Ihr starret mich verwundert an? . . . Bombabini hat Flügel von Rosenblättern, und das Blut der Goldblume und der weißen Anemone fließt in seinen Adern. Er ist leicht, wie ein Stäubchen, mit den lauen Winden streicht er über die ganze Welt dahin. Bombabini ist der Engel der Liebe.“

Die Menge schenkte ihr Beifall.

„Kennt Ihr vielleicht Fantomfilifax?“

„Nein, nein!“ riefen Mehrere. „Erzähle uns, erzähle!“

„Fantomfilifax ist Bombabini's Bräutigam. Er wohnt im Kopfe. Er ist ein bunter, loser Herr. Sein einer Flügel ist vom Tage, der andere von der Nacht gewebt. Schon seit dem ersten Schöpfungstage der Welt hat er immerfort um Bombabini gefreit, aber — Ihr glaubt es vielleicht nicht — sie ist hartnäckig gewesen und noch hat er ihr „Ja“ nicht erhalten.“

„Wer ist der Engel Fantomfilifax?“ rief eine Stimme aus dem Volke.

„Hi, hi, hi,“ lachte das Mädchen, „Ihr kennt nicht Fantomfilifax? Nun, ich dachte es mir wohl. Filifax, ist ein Filifax, er ist überall und nirgends. Ich darf seinen rechten Namen, den Namen, den er im Himmel trägt, nicht laut aussprechen, weil die Sterne leicht auf meinen Kopf herabfallen könnten. Wenn Jemand ihn hören will, will ich ihm den Namen ins Ohr flüstern?“

Der, welcher ihr am nächsten stand, beugte sich zu ihr hinüber.

„Die Freiheit,“ flüsterte sie.

„Die Freiheit,“ jubelte das Volk — „es lebe die Freiheit! Weiter, weiter!“

„Bombabini und Fantomfilifax trafen sich auf einer kleinen hellen Wolke in der Nähe des Morgensterns.

„— Was machst Du? sagte der Eine.

„— Ich möchte gern etwas erschaffen! antwortete die Andere.

„— Gedenkst Du um den Preis Dich zu bewerben?

„— Natürlicher Weise!

„— Ich auch. Wollen wir nicht zusammen arbeiten?

„Gesagt, gethan: Bombabini und Fantomfilifax machten sich im Verein über das große Schöpfungswerk her.

„Endlich kam der große Tag heran, an welchem alle Engel ihre Werke herbeitrugen und Gott dem besten die Belohnung zusprechen wollte. Einer trug einen Affen, ein Anderer einen Ziegenbock, ein Dritter einen Löwen, ein Vierter einen Tiger, ein Fünfter eine Taube, ein Sechster eine Nachtigall, der Siebente trug einen Papagei, der Achte eine Krähe, der Neunte eine Tanne, der Zehnte eine Rose, der Eilfte eine blaue Anemone, der Zwölfte einen Palmbaum u. s. w.

„Was glaubt Ihr wohl, was der liebe Gott that? — Er runzelte die Stirne und schüttelte den Kopf.

„Endlich traten Bombabini und Fantomfilifax hervor. Da erhellte sich der ganze unendliche Raum und die Sonne schlang eine strahlende Glorie um die ganze Erdkugel. Es war allerliebst zu sehen — und alle Engel riefen Hurrah vor Freude und Ueberraschung.

„Könnt Ihr mir jetzt sagen, was für ein Thier Bombabini und Fantomfilifax gemacht hatten?“

„Nein, nein!“ rief die Menge. „Was hatten sie gemacht — erzähle!“

„Einen Menschen,“ antwortete die Wahnsinnige, „und sie erhielten die sechsundzwanzig Ducaten . . . hi, hi, hi, der Himmel war indessen zu einem ganzen Kunstmuseum von Figuren und Gestalten geworden, und eines schönen Tages fiel es dem Herrn ein, all’ diesem Krimskrams Leben einzuhauchen und auf die Erde zu

schicken — und so wurde die Erde mit Vieh und Volk besäet. Hi, hi, hi!“

In solcher und ähnlicher Weise fuhr das wahnsinnige Mädchen noch lange fort und sie wußte die Aufmerksamkeit der Menge dermaaßen auf sich zu lenken, daß sie sie mit ihrem phantastischen Geplauder electrisirte.

Conrad versuchte mehre Male, sich durchzudrängen, aber immer vergebens; die Menge umgab sie wie eine unerschütterliche Mauer und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit ihren Worten.

Dann und wann gab sie ihren Beifall zu erkennen und immer vergrößerte der Haufen sich, so daß er zuletzt die Aufmerksamkeit einiger Polizeidiener erregte. Als diese dazwischen traten und das Volk aufforderten, sich zu trennen, entstand eine Bewegung unter der dicht zusammenstehenden Menschenmasse.

Konrad benutzte diesen Umstand und drängte sich an das Mädchen heran.

„Rikissa,“ sagte er leise und ergriff ihren Arm, „komm, folge mir!“

Das Mädchen erschrak und er fuhr unwillkürlich zusammen bei seiner Stimme und bei dem Anblick des blassen Ernstes, welcher aus dem wenig schönen Antlitz sprach. Nichtsdestoweniger senkte sie ihren Kopf furchtsam zu Boden vor seiner barschen, strengen Miene und erklärte sich bereit, ihm zu folgen.

Allein die Volksmenge besaß nicht denselben nach-

gebenden Charakter. Durch ihre phantastischen Mittheilungen, ihr einnehmendes, ungekünsteltes Wesen, war sie bereits ihr Liebling geworden.

„Laß sie los," riefen mehrere Stimmen mit Heftigkeit, „laß sie los, wir wollen sie reden hören!"

„Beruhigt Euch," antwortete Conrad entschlossen, „sie ist eine Anverwandte von mir, und ich will sie nur aus den Klauen der Polizei retten. Bleibt hier beisammen und verhindert die Polizei, das arme Kind zu verfolgen!"

„Baut nur auf uns!" antwortete man aus der Menge.

Und Conrad stand gerade im Begriff, sich zu entfernen und nach Hause zu gehen, als er plötzlich wieder stehen blieb, gleichsam, als hätte er noch etwas zu sagen, was aus dem listigen Lächeln deutlich hervorging, welches um seine Lippen spielte.

„Ihr hört ja gern, was Rikissa Euch vorzuplaudern hat?" frug er die ihm am nächsten Stehenden.

„Ja, ja!"

„Nun, so kommt in den Park des Königs, heute Abend zwischen zehn und elf Uhr, und Ihr werdet die schönsten Lieder und Erzählungen hören, die sie weiß; sie wird Euch noch schönere Dinge erzählen, als Ihr jetzt gehört habt."

Und kaum hatte er diese Worte fallen lassen, als

er mit der schleichenden Schnelligkeit einer Schlange in die nächste Gasse, das arme erschrockene, schwache Mädchen an der Hand, verschwand.

„Heute Abend zwischen zehn und elf Uhr werden wir sie also wieder hören,“ summte es unter der Menge.

Neuntes Kapitel.

Das Sinnbild des Schlafes und Todes. Die Familien-Papiere.

Nur einige, nicht alle Zimmer in der Wohnung des Barons Anton Ankarsparre, haben wir gesehen.

Ein seidener Vorhang trennte das blaue Zimmer von den innern, kleinern Räumen. In dem ersten dieser kleineren Zimmer war eine auserwählte Bibliothek aufgestellt. ... Inmitten desselben stand ein Arbeitstisch mit Schreibmaterialien und Papieren bedeckt. An der Wand, dem Fenster gegenüber, hingen zwei Portraits in Oelfarbe. Dieselben waren einander sehr ähnlich, sie sahen beinahe aus, als seien sie zwei Copien desselben Originals; das eine dürfte nur einen ernsteren Ausdruck und vielleicht etwas mehr Stolz zur Schau tragen.

Unter dem einen stand geschrieben: Anton Ankarsparre, und unter dem andern: Karl Gustav Falk.

Auf dem Tische lagen unter Anderm zwei Päckchen Papier. Ankarsparre hatte die eine Hand auf diese Papiere gelegt: in der andern hielt er eine Feder. Er war in tiefe Betrachtungen versunken.

„Wenn er nur hier wäre,“ sprach er endlich vor sich hin — „mit ihm ist mein ganzes Wohlbefinden, fast all meine Entschlossenheit wie verscheucht ... ja, ich muß nach ihm schreiben! Er schrieb:

„Lieber Falk!

„Seit dem Augenblick, wo Du mich verließest, habe ich mich nach Dir gesehnt, und jetzt ist diese Sehnsucht bis zur größten Ungeduld gestiegen. Ich habe mich in dem Grade an Deine Gesellschaft und Deinen Umgang gewöhnt, daß ich denselben nicht mehr entbehren kann. Es verdrießt mich fast, daß Du meinem Herzen und meinen Gedanken so unentbehrlich geworden bist, indem ich dadurch zu der Erkenntniß gelange, daß ich mir selbst nicht mehr genüge; allein ich muß mich diesem Vorwurf unterwerfen und ehrlich meine Schwäche bekennen.

Ueberhaupt ist seit Deiner Abreise Vieles geschehen, in Betreff welches ich wohl Deine Ansichten hören möchte: Deine muthige Seele, Dein klarer Blick und Deine vorurtheilsfreie Auffassung der Verhältnisse würde bestimmter und sicherer, als ich, das Räthselhafte gewisser Dinge und Ereignisse ergründen. Ich kann

dem Papiere nicht Alles anvertrauen, und Du weißt überhaupt, daß ich gerade kein Freund von Briefschreiben bin — sagen muß ich jedoch, daß ich heute ein Billet empfangen habe, welches eine Drohung ungewöhnlicher Art zu enthalten scheint, sowie, daß ich die Bekanntschaft einer Dame gemacht habe, ohne daß ich jedoch weiß, wer sie ist, deren Bild aber tiefer und immer tiefer in mein Herz eindringt. Aller Vermuthung nach, stehen mir wichtige Dinge bevor. Verlaß deshalb sofort die Güter und laß die langweiligen Geschäfte liegen, erfülle aber meinen innigsten Wunsch, Dich baldigst hier zu sehen. Du bist der einzige, auf den ich bauen und dem ich meine geheimsten Gedanken anvertrauen kann. Zögere nicht, sondern eile hierher, es bittet Dich darum

„Dein Freund
Anton.“

Er hatte den Brief beendet, allein nach einer Weile fügte er noch hinzu:

„P. S.

„Ich habe heute einige Familienpapiere gelesen, und selbst dies und jenes herausgezogen und notirt. Sollte … Du weißt, wo sie gesucht werden können.“

Mit schneller Hand und fließender Feder hatte er diesen Brief geschrieben. Die Ereignisse des Tages hatten den Wunsch in ihm reifen lassen, seinen Freund

sobald wie möglich wieder zu sehen. Derselbe befand sich für den Augenblick auf einem seiner größern Güter im südlichen Schweden. Dagegen schwankte er in seinem Urtheil über sich selbst und die bevorstehenden Ereignisse und war unentschlossen, inwiefern er sich in dem königlichen Park einstellen sollte, oder nicht, und immerfort versank er am liebsten in anmuthige Schwärmereien, die durch das Bild der unbekannten, originellen Dame in seiner Seele hervorgerufen wurden. Vergebens bemühte er sich, diese beiden verschiedenen Seiten mit logischer Klarheit auseinanderzuhalten — allein es führte zu nichts, es war vergebens. Er holte jedoch einen Degen, der unter andern Waffen an der Wand hing, hervor, wischte die blanke Klinge sorgfältig ab und untersuchte ihre feine Spitze; aber nach einer Weile warf er den Degen wieder fort, warf sich auf einen Stuhl nieder und versank in Träumen und Nachsinnen. Er war nicht ohne Scharfsinn und auch nicht ohne Thatkraft, allein am liebsten sah er sich jedoch von der Ausübung sowohl des einen, wie des andern befreit. Seit einigen Jahren fand er es gar zu bequem, auf seinen Freund zu bauen und war dadurch ganz aus der Gewohnheit gekommen, sich auf sich selbst zu verlassen; ein gewisser Grad des Stillstandes und der ruhigen Harmonie, die er sehr schätzte, herrschte in seiner Seele. Nur, wenn große Ereignisse an ihn herantraten, oder wichtige Um=

ſtände gleichſam auf einer einzigen Karte ſtanden, wurde ſeine ganze Energie hervorgerufen, und alsdann war Niemand entſchloſſener, Niemand dreiſter, als er. Deshalb war ſein Freund Falk gewiſſermaaßen die nothwendige Ergänzung ſeines eigenen Ichs geworden, deshalb war es Falk, welcher handelte, um nicht zu ſagen, daß es auch Falk war, welcher dachte.

Der Leſer wird bald die Bekanntſchaft dieſes jungen Mannes machen. Ankarſparre wachte aus ſeinem Nachſinnen mit dem Ausrufe auf:

„Ach, wenn Falk nur hier wäre!“

Conrad hatte geſagt, daß der Unbekannte eine Antwort auf den Brief wünſche, allein in dem Briefe ſelbſt ſtand kein Wort hiervon und es war ſomit keine Ehrenſache, ſich einzuſtellen. Es mußte ihn jedoch intereſſiren, denjenigen kennen zu lernen, der ihm in ſolcher Weiſe entgegengetreten war, und da er gleichfalls zu wiſſen wünſchte, um was es ſich eigentlich handle, glaubte er, die mündliche Erzählung Conrads nicht ganz überſehen zu ~~hoffen~~.

Das Geſpräch zwiſchen Piſtol und Lena tauchte gleichfalls bei ihm auf, und er bildete ſich ein, es müſſe irgend einen Zuſammenhang, wenn er ſich auch denſelben nicht zu erklären vermochte, zwiſchen jenem Geſpräche und ihm oder ſeinem Stelldichein im Parke ſtattfinden.

Vielleicht hätte er ſich, dieſes Alles ungeachtet, nicht

hinausbegeben, wenn nicht zugleich Graf Fersen bei der Sache betheiligt gewesen wäre; allein die Achtung und Liebe, die er für den Grafen hegte, war fast eine kindliche — und sein Entschluß war gefaßt.

Der Degen ruhte wieder in seiner Hand und mit erneuerter Umsicht untersuchte er die Spitze, indem er die Klinge gegen den Fußboden stemmte.

Von solchen Gedanken erfüllt, hörte er von den äußern Zimmern her einen einzigen Ton erklingen, gleichsam von der Saite einer Guitarre.

Er lauschte.

Noch immer klang der Ton.

Dies war etwas Ungewöhnliches. Ankarsparre glaubte, er sei allein in seinem Wohnzimmer. Er glaubte, er habe sich verhört.

Allein in demselben Augenblick erklang aufs Neue derselbe Ton.

Der Ton klang so melancholisch; es war gleichsam, als seufzte er nach seinem Ebenbilde und als verschied er in dieser Sehnsucht.

Zum dritten Male erklang der Ton.

Ankarsparre öffnete die Thür, aber so leise, so geräuschlos, daß Niemand dadurch gestört werden konnte. Als er freie Aussicht über das Zimmer gewann, erblickte er ein weniger gut gekleidetes Mädchen, die aber schlank und schön gebaut war und ihm den

Rücken kehrte. Sie hielt in ihrer Hand eine Guitarre, die sie im Zimmer gefunden hatte.

Jetzt strich ihre feine, hübsche Hand wieder über die Saiten und ein Ton zitterte wieder durch den Raum.

Es war überraschend, sie zu beobachten. Wenn der Ton von der Saite bebte, erhob sie das Instrument und legte es an ihr Ohr, um der letzten hinsterbenden Schwingung des Tons zu folgen. Wenn derselbe verhallte, beugte sie sich über die Saiten und staunte deren Verstummen an. Nach einer Weile schlug sie wieder einen Ton an; aber jetzt führte sie nicht mehr das Instrument an ihr Ohr: anstatt dessen griff sie mit der Hand in die Luft hinaus über die Saiten hinweg, als wolle sie den Ton erhaschen. In solcher Weise verstrich eine Weile und ein Ton nach dem andern hallte von der Guitarre, während sie fortfuhr, in die Luft nach demselben hinaus zu greifen. Ankarsparre stand noch immer auf der Schwelle, lautlos und unbeweglich, wie eine Statue, und kaum zu athmen wagend, damit er nicht die naive Unkenntniß des armen, hübschen Mädchens störe.

Ein knarrendes, disharmonisches Schnarchen von einer andern Seite des Zimmers lenkte seine Blicke nach der entgegengesetzten Richtung.

Dort saß Conrad in einem der prächtigen Lehnstühle.

Conrad schlief, oder that, als wenn er schliefe.

Wie der Baron, von dem unangenehmen Gestöhne

gestört, fuhr das Mädchen plötzlich aus ihrer träumenden Stellung empor und warf das Instrument auf ein Sopha.

Zu gleicher Zeit wandte sie sich um.

„Rikissa!“ rief Ankarsparre.

Bei seinem Anblick schlug sie die Augen nieder und zupfte an ihrem Kleide; es sah aus, als glaube sie, sie habe etwas Böses gethan.

„Kennst Du mich nicht wieder, Rikissa?“ frug er sie mit freundlicher Stimme.

Sie schwieg, als hätte sie seine Frage nicht gehört, allein sie fuhr fort, verlegen an ihrem Kleide zu zupfen.

„Kennst Du Ankarsparre nicht wieder?“ wiederholte er, indem er sich ihr näherte.

Als er seinen Namen nannte, schoß ihr das Blut plötzlich in die Wangen.

„Du erröthest, Rikissa? armes Kind!“

Ein leiser Seufzer hob ihre Brust.

„Weshalb erröthest Du, mein gutes Kind? Sind wir nicht Freunde jetzt, wie früher? Kennst Du mich vielleicht nicht mehr? Früher warst Du immer freundlich und gut gegen mich, und wir hatten einander recht lieb — nicht wahr Rikissa? Jetzt ist es, als wenn Du nicht mehr hier zu Hause wärest. Kannst Du Dich nicht wieder hier zu recht finden, Rikissa?“

Das Blut war zurück zu ihrem Herzen gesunken, und ihre Wangen waren jetzt blaß wie Schnee.

„Komm hier herein und setze Dich und plaudre ein wenig!“ fuhr Ankarsparre fort, indem er freundlich ihre Hand ergriff. Sie folgte ohne Widerstand.

Die Thür blieb zwischen beiden Zimmern offen stehen.

Als sie in das innere Zimmer trat, blickte sie um sich, als erkennte sie dasselbe nicht wieder. Unstät flatterten ihre Blicke von einem Gegenstand zum andern. Endlich blieben sie bei dem einen Portrait stehen.

„Ach!“ rief sie.

Ankarsparre schwieg. Er wollte sie ihren eignen Gedanken überlassen.

„Sonderbar,“ sprach sie endlich, „sehr sonderbar: Du bist zwar das Portrait — aber das Portrait ist doch nicht Du!“

„Wer ist denn das Portrait?“ frug Ankarsparre.

„Es ist er!“

„Welcher er?“

Sie erröthete nur, aber sie antwortete nicht.

„Willst Du mir nicht sagen, wer er ist?“ wiederholte Ankarsparre.

„Er ist ein Gedanke hier!“ erwiederte sie und legte dabei die Hand aufs Herz.

Sie erröthete noch mehr.

„Aber er ist gestorben, und Du lebst; Du bist somit nicht er!“

„Wer bin ich denn?“ frug er weiter.

„Er ist ein Ton —“ und sie deutete dabei auf das Portrait —, „aber Du, Du bist ein Wort. Den Ton kann ich nicht sehen und nicht ergreifen, aber das Wort sehe ich und lese ich, so viel ich nur will .... weißt Du,“ fuhr sie fort und näherte sich ihm vertraut, „ich höre immerfort gleichsam Musik in meinem Innern, und dann fliegen die Töne über meine Lippen gleich weißen, silbernen Strahlen. Gerade weil er ein Ton in meinem Herzen ist, deshalb ist es so schön, zu singen. Dort draußen — sie blickte auf die Straße — dort draußen stehe ich mitunter des Nachts, und dann sehe ich, wie er durch alle diese Scheiben auf mich hinabblickt .... es ist doch unbegreiflich, daß die Todten leben können. Letzthin des Nachts ....“

„Nun, letzthin des Nachts?“

„Letzthin des Nachts,“ fuhr sie fort und senkte ihren Blick, jedoch nur, um ihn wieder um so klarer empor zu schlagen, „sah ich einen so schönen, so schönen Anblick.“

„Erzähle mir, was Du sahst, beste Rikissa!“

„Ich sah ihn, gerade hier am Fenster, dort, wo Du jetzt stehst; allein er war schöner, als ich ihn je gesehen habe, er war wie verklärt, wie durchsichtig, strahlend.“

„Er war verklärt?"

„Herz und Seele flammten wie zwei klare Lichter hinter seinem Antlitz, so daß es gleichsam einen Sonnenschein ausstrahlte."

„Sagtest Du ihm etwas?"

„Ich sang."

„Du singst oft?"

„Immer, wenn ich ihn sehe."

„Wann siehst Du ihn?"

„Fast alle Nächte."

„Aber wie kannst Du des Nachts aus Deinem Zimmer, Rikissa? Verschließt man die Thür nicht — will man Dich nicht zurückhalten — kümmert sich Niemand um Dich?"

„Still, still, still!" flüsterte sie.

„Weshalb soll ich still sein?"

Sie deutete mit dem Finger in das Vorzimmer.

„Ich versteh' Dich nicht — fürchtest Du Dich vor Jemand?"

„Vor Conrad!" flüsterte sie.

„Weshalb?"

„Wenn er hört, was wir sagen, erzählt er es seiner Schwester wieder und sie schließt mich für immer ein — o, das wäre entsetzlich!"

„Möchtest Du gerne frei sein, gerne ausgehen?"

„Ja, ja! Es ist so schön, zu thun, was man will; ausgehen zu können und die Sterne anzuschauen,

wie sie um unsere Köpfe tanzen; zu hören, wie still die Erde ist, wenn sie schläft, so still, daß man kaum ihren Athemzug bemerkt, und dann zu singen — und ihn zu sehen! Aber heute-Abend, heute Abend ist es nicht mit Gefahr verknüpft: heute Abend habe ich Erlaubniß, auszugehen — ach, wie fühle ich mich glücklich!"

„Wer hat Dir die Erlaubniß gegeben?"

„Still, um Gottes willen still, daß Du ihn nicht erweckst!"

„Conrad hat Dir Erlaubniß gegeben? Wohin willst Du Dich wohl begeben?"

„In den königlichen Park!"

Ankarsparre wurde aufmerksamer.

„In den königlichen Park?" wiederholte er. „Und um welche Zeit gehst Du dorthin?"

Conrad bewegte sich draußen in heftiger Weise. Rikissa zitterte.

„Still," sagte sie, „still, still!"

„Was willst Du dort?"

„Ich werde singen und erzählen. Die Leute sind so gut, so gut, sie hören das Alles so aufmerksam an, was die arme Rikissa sagt. Ich habe mich aber auch auf viele Lieder und Sagen auf heute Abend vorbereitet. Kennst Du die Sage von der kleinen Tonamunde? Es ist ein Engel, der die Botschaften zwischen Erde und Himmel bestellt, und meine Sage erzählt die schönsten Abenteuer, die ihm unterwegs passirt sind. Tona=

munde faltet die Hände, und sie kniet immer, aber die andern Engel betrachten sie dessenungeachtet als die schönste unter ihnen. Sie ist von einem Seufzer gemacht, und sie ist so leicht, daß ihre Flügel aus zwei Lilienblättern bestehen .... ach ja, ich weiß, daß Du Tonamunde kennst, wenn Du Dich auch nicht des Namens erinnerst; Du nennst sie das Gebet — hi hi hi, wie kann man Tonamunde einen so häßlichen Namen geben?"

„Aber um welche Zeit solltest Du Dich in dem Park einstellen?"

Man hörte auf's Neue eine Bewegung im Vorzimmer, allein Rikissa war jetzt in dem Grade mit ihrer Sage von Tonamunde beschäftigt, daß sie dieselbe überhörte.

„Um welche Zeit?" wiederholte sie, „nein, ich erinnere mich dessen gar nicht . . . . heute Abend war es, heute Abend!"

„War es zwischen 10 und 11 Uhr heute Abend?"

„Du hast Recht, zwischen 10 und 11, ja, ja!"

„Und es werden viele Leute dorthin kommen?"

„Ja, sehr viele Leute!"

Das, was Ankarsparre aus dem Gespräche zwischen Pistol und Lena erfahren, und das, was er jetzt erfuhr, im Verein mit der Zusammenkunft, die zwischen ihm und einem Unbekannten stattfinden sollte, schien ihm jetzt durchaus in irgend einem Zusammen=

hange zu stehen, obgleich er sich dies Alles nicht zu erklären wußte.

„Sage mir, Rikissa, wer hat Dich aufgefordert, in den Park zu kommen?“

„Aufgefordert — nein, ich bin von Niemandem aufgefordert!“

„Wer hat Dir denn die Erlaubniß gegeben, dorthin zu gehen?“

Ankarsparre sah mit Ungeduld ihrer Antwort entgegen. Seine Augen hingen an der kleinsten Bewegung ihrer Lippen.

Es machte sich die Vermuthung bei ihm geltend, daß Jemand absichtlich Leute angeworben habe, die sich in dem Park einstellen sollten. Er wußte bereits aus Pistols Gespräch, daß man auf Lärm und Unordnung hoffte, und zwar in dem Grade, daß daraus polizeiliche Untersuchungen und Vernehmung von Zeugen erfolgen dürfte. Allein wer könnte irgend ein Interesse daran haben, dies Alles heraufzubeschwören — wer? Er begriff nichts.

„Nun sage mir, beste Rikissa, wer hat Dir die Erlaubniß gegeben, in den Park zu gehen.“

„Das hat .... das hat ....“ stammelte sie.

In demselben Augenblick wurde im Vorzimmer ein Stuhl geräuschvoll zurückgeschoben, und gleich darauf näherten sich Tritte. Als Conrad eintrat, zog Rikissa sich furchtsam zurück.

„Sie verzeihen mir doch, Herr Baron, daß ich so dreist war, die arme Rikissa hierher zu führen," sprach Conrad und beugte sich tief, „sowie, daß ich bei den einformigen Tönen auf der Guitarre draußen eingeschlafen war! Das ist mir heute zum ersten Mal passirt, Herr Baron! Ich fand das Mädchen auf der Straße, woselbst sie einem Haufen Narren allerlei Dummheiten vorplauderte, und ich rettete sie aus den Händen der Polizei. Sie ist seit lange nicht hier gewesen, dachte ich; und so führte ich sie hier herauf, um zu sehen, ob sie sich noch hier zurechtfinden könne — aber nein, Sie haben Alles so umgestellt und erneuert, daß fast kein Stück von den altmodischen Sachen zurückgeblieben ist."

„Schön, schön," unterbrach Ankarsparre ihn, „Du brauchst mir keine Entschuldigungen zu machen. Aber ich habe mir etwas in den Kopf gesetzt, mein lieber Conrad. Sage mir einmal: kennst Du Jemand, der Pistol heißt — er ist Gardist?"

Als Conrad diesen Namen von den Lippen seines Herrn hörte, erschrak er, aber er war auf Alles vorbereitet und bewachte sein Aeußeres.

„Nein, Herr Baron, nein, ich kenne Niemand, der so heißt."

Rikissa richtete einen fragenden, erstaunten Blick auf ihren Onkel.

„Der Zufall hat es gewollt, daß ich heute ein Gespräch zwischen diesem Pistol und einer andern Per-

son gehört habe, und dies Gespräch machte mich staunend.“

Conrad wurde fast gelähmt vor Schreck.

„Wenn Sie mir zu fragen erlauben, Herr Baron ....“ stammelte er und verbeugte sich tief.

„Das Gespräch betraf Unordnungen, die um dieselbe Zeit heute Abend geschehen sollten, um welche ich ....“

„Was Sie sagen, Herr Baron!“ rief Conrad mit verstellter Ueberraschung; aber im nächsten Augenblicke lächelte er wieder. „Das ist gewiß nur Gerede und Gardistenprahlerei, einige Soldatenstreiche, kann ich mir denken.“

„Ich habe mehrere Gründe, es nicht so oberflächlich zu betrachten. Er wollte sich sogar einen günstigen Zeugen erkaufen, ein Mädchen, Namens Lena.“

Der Schreck machte wiederum Conrads Wangen erblassen; er glaubte sich entdeckt.

„Du kennst wohl Niemand mit dem Namen?“

„Nein, Herr Baron, Niemand!“ versicherte er.

Auch jetzt warf Rikissa große, fragende Blicke auf ihn. Irgend eine Bemerkung schwebte deutlich auf ihren Lippen; aber ein strenger Blick von Conrad, der jedoch Ankarsparre's Aufmerksamkeit entging, verschloß ihren Mund.

Sie trat leise in das Vorzimmer zurück.

„Auch Rikissa beabsichtigt, um dieselbe Zeit im Parke zu sein.“

„Als ich sie unter dem Volkshaufen fand, Herr Baron, wollte man sie nicht anders loslassen, als daß ich versprechen mußte, sie später hinzuführen, wo man wollte. Auf diesen Vorschlag antwortete man mit Beifall und bestimmte den Abend zu einer Zusammenkunft mit ihr. Was sollte ich thun? Ich willigte ein. Ich hoffe, Herr Baron, Sie werden gleichfalls der Ansicht sein, daß es unmöglich war, der Hartnäckigkeit der Leute anders zu entgehen.“

Rikissa griff in die Saiten der Guitarre — und ein klagender Accord zitterte durch den Raum.

„Es scheint mir Alles ganz sonderbar zu sein!“ bemerkte Ankarsparre.

Indem er diese Worte sprach, blieb er vor Falks Portrait stehen und warf einen langen Blick voller Sehnsucht auf dasselbe.

„Wärst Du nur hier,“ dachte er, „ich würde mich alsdann ganz anders zu Muthe fühlen!“

Eine Weile verstrich mit dergleichen Betrachtungen.

Als er sich wieder an Conrad wandte, übergab er diesem den Brief an Falk und befahl ihm, einen Eilboten damit abzusenden, sowie er hinzufügte, daß der

Bote sobald wie möglich mit der Antwort zurückkehren solle.

Conrad wollte sich entfernen.

„Warte noch ein wenig!“ fiel Ankarsparre ein. „Ich will heute Abend ausgehen .... nimm die Klinge dort und schärfe die Spitze derselben. Sie muß fein wie eine Nadel sein.“

Lebhafte luftige Accorde tönten unter Rikissa's Hand vom Instrumente: sie klangen fast wie Beifall.

Conrad schwieg. Sein Antlitz drückte fast nur Einfältigkeit aus; er schien nur daran zu denken, die Befehle seines Herrn auszurichten.

„Sei nicht so eilig,“ fuhr Ankarsparre fort, — „warte noch einen Augenblick!“

„Rikissa!“ rief er darauf.

Rikissa trat ein.

„Möchtest Du heute Abend in den Park gehen?“

„Ach ja,“ rief sie aus.

„Das kann ja geschehen .... Conrad,“ fuhr er fort, „Du begiebst Dich mit dem Mädchen ungefähr um 10 Uhr dorthin — vergiß es nicht, so daß Du, wenn ich Dich nöthig habe, bei der Hand bist.“

„Das soll geschehen, Herr Baron!“

„Führe jetzt das Mädchen in die Küche und sorge dafür, daß sie das Nöthige erhält.“

Bald war Ankarsparre allein.

„Noch habe ich hier zu Hause etwas zu thun,“ sprach er nach einer Weile, indem er die Papierpäckchen auf dem Tische betrachtete; ich muß diese lieben Papiere begraben, damit sie nicht der Neugierde des ersten besten Eindringlings zugänglich werden. Die Verhältnisse und Geheimnisse meiner Vorväter, die Liebe und das Glück meiner Eltern, wovon in diesen Briefen die Rede ist, gehören nur mir und meinen Nachkommen ....“

Er blieb einen Augenblick stehen, als wolle er noch über das nachsinnen, was er sagte.

„Meinen Nachkommen — ach ja, warum nicht? So Gott will, werde ich auch solche haben!“

Aber während er sich so ausdrückte, glitt, wenn auch schnell vorübergehend, eine Purpurwolke über sein Antlitz, gleichsam eine Verkünderin des glühenden Gedanken seines Herzens.

„Meine Kinder,“ fuhr er fort, und ein leichtes, fröhliches Lächeln spielte um seine Lippen, „meine Kinder .... ach ja, die Zeit dürfte kommen — vielleicht werden sie einst aus diesen Papieren ihre Vorväter zu lieben und zu ehren lernen!“

Und er nahm die Papiere und begab sich mit denselben in die Schlafstube.

In dem leichten Dämmerlichte, welches sich dort über die Gegenstände verbreitete, entdeckte man, dem

Bette gegenüber, einen grauen Vorhang, vor welchem er nun stehen blieb. In einer tiefen Nische hinter dem Vorhange stand eine Gruppe, den Genius des Schlafes darstellend. Dem Schlafe zur Seite stand in einer fast fliegenden oder schwebenden Stellung das Bild des Todes, als wollte es über die Ruhe des Ersteren wachen. Die Bilder waren von Holz und ziemlich alt, sogar etwas beschädigt. Sie waren mit verschiedenen grellen Farben überstrichen und an verschiedenen Stellen waren noch die Spuren einer früheren starken Vergoldung sichtbar. Ankarsparre beugte sich zu diesen Figuren hin und drückte zu gleicher Zeit mit der Hand an der einen großen Zehe des einen Genius; und allmählig durch diesen Druck ging einer der Flügel des Todes in die Höhe, entblößte dadurch einen Theil des Körpers, wodurch wiederum eine feine, messingene Feder zum Vorschein kam. Als er noch ferner an diese Feder drückte, trennten die beiden Bilder sich von einander, und nun entdeckte man, daß sie hohl seien, und daß schon mehrere Papiere und Briefschaften in diesem heimlichen Verschlusse aufbewahrt wurden. Man hätte diese Bilder das Miniaturarchiv der Ankarsparre'schen Familie nennen können. Unser Held legte mit vieler Sorgfalt gleichfalls seine Papiere zu den andern, worauf er die Bilder in ihre frühere, richtige Stellung zurückbrachte.

Als er wieder in sein Arbeitszimmer trat, lag der Degen bereits geschliffen auf dem Tische. Noch einmal

betrachtete er die Spitze desselben, ließ die Klinge darauf vorsichtig in die Scheide sinken und schnallte ihn um seine Hüften fest.

In seinen Mantel eingehüllt, den Hut fest auf den Kopf gedrückt, verließ er nun seine Wohnung.

Die Zeit war bereits weit vorgeschritten.

Zehntes Kapitel.

Der Backenbart.

Vor dem Wachtgebäude auf dem Gustav=Adolphs=platz ging der ausgestellte Posten, das Gewehr über die Schulter gelehnt, mit abgemessenen Schritten auf und ab.

„Wer ist der wachthabende Offizier?“ frug Ankarsparre.

„Lieutenant Ros!“ antwortete der Posten.

„Ist er drinnen?“

„Ja.“

Und Ankarsparre richtete seine Schritte auf das Zimmer des wachthabenden Offiziers.

Wir wollen ihm eine halbe Stunde, oder etwas mehr voraus eilen.

Robert hatte sein Versprechen an Conrad nicht vergessen, gegen Abend begab er sich zu seinem Freunde Ros.

„Verteufelt schön, daß Du hierher kommst!" rief Ros, als Robert eintrat und streckte gähnend die Arme gegen ihn aus: Ich bin nahe daran gewesen, vor langer Weile einzuschlafen. Erfinde nun etwas, irgend einen dummen Streich — das ist ja doch Dein Fach!"

„Hast Du Punsch?"

„Alle Wetter, ich glaube, Du steckst in der letzten Zeit voll von guten Einfällen... Calfactor!"

Ein Soldat trat ein und stellte sich militairisch an der Thüre auf.

„Wie heißt Du?" frug Robert den Gardisten.

„Pistol, Nr. 28 bei der Leibgarde."

„Also mehr Mühe kostet es nicht, meinen Mann zu treffen!" dachte Robert. „Gut — jetzt Veranlassung genug, von ihm zu reden."

„Da ist Geld, Pistol," fiel Lieutenant Ros ein; „dafür kaufst Du Punsch, viel Punsch, und noch mehr Punsch. Und darauf begiebst Du Dich zu den Herren, die Du heute Vormittag besuchtest, grüßest sie von mir und fragst sie, ob sie Lust haben, bei mir hier vorzugucken — hast Du mich verstanden?"

„Ja, gnädiger Herr Lieutenant."

„Rechtsumkehrt, marsch!“

Der Soldat gehorchte blindlings dem Commandowort.

„Das muß ein flinker Kerl sein?“ sprach Robert, als der Soldat sich entfernt hatte.

„Den Teufel auch: er ist ein großer Schelm, das sieht man ihm schon an. Er gehört noch zu dem alten Sauerteig der Compagnie; aber wir halten noch etwas auf ihn, weil er ein vorzüglicher Werber ist; meiner Seele, hat der Kerl uns nicht die besten und flinksten Soldaten bei der ganzen Compagnie verschafft! Wir gebrauchen ihn gewöhnlich als Calfactor, weil er noch nie einen Wachtposten gehabt hat, ohne daß er irgend einige Dummheiten verübt hätte... Willst Du eine Partie Buff spielen?“

„Warum nicht.“

„Lauter Sechsen — ha, ha, ha!“

„Sechs — höher hinauf! Wir spielen ja wie gewöhnlich, nicht wahr?“

„Fahr' Du nur fort!“

„Wie befindet sich Deine schöne Schwester?“

„Wie eine Perle in Gold — vielleicht sollte ich lieber eine Perle in Messing sagen, es würde besser mit unsern Umständen harmoniren... Zwei Dutzend — das war ein prächtiger Wurf. Jetzt ziehe ich meine Steine herüber.“

„Eine Perle ist sie jedenfalls, die schönste Perle

der Hauptstadt. Ich möchte wissen, von woher der goldene Reifen kommen wird, in den sie einmal eingefaßt werden soll?“

„Ja, das weiß ich nicht, mein Freund; außer Dir kenne ich Niemand, der ihr die Cour macht. Aber wenn sie Dich bekommt, erhält sie jedenfalls nur einen bleiernen Ring... so — jetzt werde ich hier in der Ecke bleiben. Du wirst verlieren — wetten wir, Du wirst verlieren!“

„Gut, wetten wir!“

Pistol kehrte zurück.

„Schenke uns den Punsch ein!“

„Soll es in Biergläser sein, gnädiger Herr Lieutenant?“

„Was Teufel, woraus glaubst Du, daß wir sonst trinken werden? Wir sind keine Nähmamsellen, die aus Fingerhüten schlürfen... Wenn ich nun — laß sehen — vierundzwanzig werfe, dann bist Du... was galt noch die Wette?“

Und die Würfel rollten dahin — und es wurden vierundzwanzig.

„Ich habe gewonnen!“ rief der Lieutenant. „Deine Gesundheit, Freund Johannes — ich taufe Dich mit Punsch... willst Du Dich revangiren?“

„Das versteht sich!“

„Verdoppeln wir den Einsatz?“

„Warum nicht!“

„Wollen wir noch einmal wetten und zwar um den Einsatz? Du wirst Dich doch revanchiren wollen?“

„Nun, mag es sein! Aber dann mußt Du auch auf eine Wette eingehen, die ich jetzt vorschlagen werde.“

„Laß hören — ich mache keine Schwierigkeiten. Wenn es kein Geld kostet, verliere ich gern und lache obendrein. Wenn nur der Beutel voll ist, das ist mein Wahlspruch, wenn auch der liebe Gott mich wie ein armer Teufel ausgesteuert hat. Was gilt also die Wette?“

„Daß Pistol ein besserer Kerl ist, als Du Dir einbildest. Glaube mir, ich bin ein eben so tiefer Menschenkenner, wie Du, und ich irre mich nicht; der erste Blick trügt nicht.“

„Nun, was wetten wir?“

„Eine Bouteille...“

„Das ist zu wenig — das lohnt der Mühe nicht, zu würfeln.“

„Nun, eine Bowle dann... fünfe!“

„Das läßt sich hören — eine Bowle, groß genug für 10 Personen! Hei, das wird ein lustiger Abend auf Deine Kosten werden! Aber das wird keine einzige Thräne aus meinem trocknen Auge hervorlocken; und ich verspreche Dir, Du kannst die Probe anstellen, wann Du willst — Du siehst also, daß ich edelmüthig bin... So — siehst Du, jetzt hast Du wieder verloren. Aber Du trinkst nicht — Deine Gesundheit!“

„Ich danke Dir!“

Die Partie war wieder verloren. Ros lachte laut auf und strich seinen schwarzen Knebelbart vor Freude. Robert dagegen runzelte die Augenbrauen; er hatte hoch gespielt, und er war immer schlecht bei Casse.

Jetzt traten die eingeladenen Freunde ein. Es waren dieselben, die wir einmal früher bei Anton Ankarsparre gesehen haben, nämlich Gustav Kyhle und Fritz Holk.

„Jetzt haben wir eine vollständige Partie!“ rief Ros ihnen entgegen.

Das Spiel begann von Neuem. Robert verlor immerfort. Der Einsatz wurde immer erhöht — er verlor immer.

Die Freunde lachten über sein Unglück, und jemehr sie lachten, je erbitterter wurde er. Er wußte, daß er bereits weit über seine Baarschaft hinaus gespielt hatte und er wagte das Aeußerste, um das Verlorene wieder zu gewinnen — allein ohne daß es ihm glückte. Ein, zwei, drei Mal verschluckte er seinen Aerger in Punsch, aber dies regte ihn noch mehr auf.

Gustav, welcher mit Unruhe seine Gemüthsstimmung beobachtete, sagte endlich in der freundlichen Art und Weise, in welcher er gewöhnlich seine Ansichten darzulegen pflegte:

„Mein lieber Robert, ich glaube, Du verspielst mehr, als Du nachher zahlen kannst.“

„Wie so?“ erwiederte dieser beleidigt. „Was geht Dich das an? Kümmere Dich nicht um Dinge, die mich allein betreffen: ich beabsichtige nicht, mich von Euch zu trennen, bis ich Jedem das Seinige gegeben habe.“

„Richtig geantwortet!“ fiel Ros ein. „Der, welcher meiner Schwester die Cour macht, muß auch so viel Geld haben, daß er eine Partie mit seinem künftigen Schwager spielen kann — wo nicht ...“

„Wo nicht?“ wiederholte Robert.

„... wo nicht, ist er ein Narr!“ fügte Ros kurz hinzu.

Robert war in der That verzweifelter, als er sich zeigte oder zeigen wollte. Es verdroß ihn im höchsten Grade, daß er vielleicht seinen Verlust nicht zahlen konnte, und umsomehr, weil diese Schande vielleicht durch Ros derjenigen zu Ohren kommen könnte, die er liebte, oder wenigstens zu lieben sich einbildete. Er entschloß sich, noch eine Partie zu wagen; er spielte, spielte fast wie ein Wahnsinniger — verlor jedoch.

„Auf Eure Gesundheit, Kameraden — und damit mag das Lustspiel zu Ende sein!“

„Und das Trauerspiel — d. h. die Zahlung — seinen Anfang nehmen.“

Robert zog seine Brieftasche hervor.

„Hierher mit den Papierlappen!“ rief Ros. Er hatte ziemlich viel getrunken und wenn dies der Fall

war, wurde er immer vorlaut und war dann nicht ohne wilde und anmaaßende Einfälle. Sich in solchen Augenblicken gegen ihn auflehnen zu wollen, war vergebliche Mühe: je mehr man ihn beruhigen wollte, um so leidenschaftlicher wurde er. Um die damalige Zeit war das schwedische Militair im Allgemeinen ungefähr so: muthig und entschlossen, aber roh und wild.

Robert warf ihnen die Brieftasche auf den Tisch hin.

„Zum Teufel damit," donnerte Ros ... „damit kommst Du nicht durch, das reicht nicht! Du mußt noch ein Päckchen Banknoten hergeben — sonst..."

„Sonst?..." wiederholte Robert zornig.

„... sonst... sonst — lachen wir Dich aus!"

Diese Drohung beleidigte ihn tief.

„Spielen wir noch eine Partie, die letzte!" sagte Robert.

„Um was?" frug Ros, der das Meiste gewonnen hatte und überhaupt im Allgemeinen gern das Wort führte.

„Um was?" wiederholte er und vermochte kaum des Lachens sich zu erhalten.

„Auf meine Ehre..." begann Robert.

„Ei, zum Henker, um die will ich nun gar nicht spielen," unterbrach Ros ihn — „es muß jedenfalls um etwas Reelles sein. Wenn Du doch wenigstens einen Knebelbart einzusetzen hättest! Aber Du bist in der Be=

ziehung ärmer, wie der ärmste Gardist... Doch — jetzt weiß ich es: wir spielen um einen Deiner Backenbärte... willst Du? Die sind das einzige bewegliche Gut, das irgend einen Schmuck Deines Gesichts abgiebt, so ein Backenbart ist schon etwas werth. Ich schätze ihn auf 25 Thaler — willst Du?"

„Ich gehe auf Deinen Vorschlag ein!" rief Robert fast verzweifelt.

Fritz lachte. Gustav verließ den Spieltisch und warf sich aufs Sopha.

„Aber, bei Gott, ich rasire Dir Deinen einen Backenbart ab, wenn ich gewinne — und wenn Du gar keine Augen bekommst, nehme ich sie beide, damit Du es weißt."

„Schön — mag es so sein!"

Und er spielte — und verlor.

„Nun, mein Freund, bist Du bereit, mir zu zahlen? Seife und Messer habe ich hier!"

Und der unbarmherzige Lieutenant begann in der That seinen zukünftigen Schwager einzuseifen.

Gustav versuchte, sich ins Mittel zu legen, aber vergebens; selbst Fritz war der Ansicht, daß es zu weit ging — allein vergebens: Ros blieb dabei, daß er den Backenbart gewonnen und daß er ihn haben wolle. Robert selbst schwieg, aber sein Gesicht war beinahe vor Verzweiflung entstellt. Schon war das Messer aufgeschlagen und Ros beugte sich vor, um ihn nach allen

Regeln der Kunst zu rasiren, als Robert, indem er das Messer auf seiner Wange fühlte, heftig emporsprang.

„Noch eine Partie," rief er; „ich setze den andern Backenbart ein!"

Er war jetzt ganz außer sich.

Gerade in dem Augenblick, in welchem diese Worte geäußert wurden, ging die Thüre auf und eine fünfte Person trat ein. Dieselbe bemerkte sofort die Wärme, die leidenschaftliche Heftigkeit, mit welcher man sprach, und als er sich überzeugte, daß die Anwesenden ganz und gar mit dem Ausgange des Spieles beschäftigt waren, blieb er an der Thüre stehen. Es war überhaupt finster geworden, und sowie ihn die Andern nicht eintreten gehört, so bemerkten sie ihn auch nicht in dem dunklen Winkel neben der Thüre.

„Aber wenn es mir glückt, die Partie im ersten Wurfe zu gewinnen," fügte Ros mit eisiger Kälte hinzu, „was erhalte ich dann — vielleicht auch den Scheitel?"

„Mit Vergnügen!" antwortete Robert, kaum mehr der Sprache mächtig.

„Nun, Deine Gesundheit, darauf wollen wir trinken!"

Das Spiel begann und Robert verlor.

Niemand lachte lauter, als Ros.

Es war fast entsetzlich, den wechselnden Ausdruck des Zorns und der Verzweiflung zu schauen, der aus

Roberts Antlitz sprach; aber ohne ein einziges Wort zu verlieren, nahm er Platz dem Spiegel gegenüber, knüpfte sein Halstuch ab, warf ein Handtuch über die Weste, seifte seinen Backenbart ein und zog das Messer.

Gustav und Fritz suchten vergebens, ein gutes Wort bei dem hartnäckigen Ros einzulegen; dieser war jetzt, wie vorher, unverbesserlich. Was er gewonnen hatte, war nach seinen Grundsätzen sein unwiderrufliches Eigenthum. „Sie sind das Stück zu 25 Thaler abgeschätzt und . . .“

„. . . hier ist volle Zahlung für sie beide!“ fiel eine Stimme hinter ihm ein.

Anton Ankarsparre trat in diesem Augenblick hervor.

Einen herberen Schlag hätte man Robert nicht versetzen können.

Im ersten Augenblicke der Ueberraschung sprang er heftig vom Stuhle auf; als ihn jedoch der ruhige, mit Recht vorwurfsvolle Blick seines Bruders traf, sank sein Muth, und er warf sich aufs Sopha. Noch nie hatte er jedoch einen bitterern Haß gegen seinen Stiefbruder empfunden, als gerade in diesem Augenblick.

Anton entfernte sich sofort, nachdem er das Geld auf den Tisch geworfen hatte.

Er war in der Absicht eingetreten, mit dem wachthabenden Offizier in Betreff der Unordnungen Rücksprache zu nehmen, die im königlichen Parke herbeige-

führt werden sollten, aber es war ihm unmöglich geworden, freundlich mit einem Manne zu berathschlagen, der die launenhafte Gunst des Glücks in einer solchen Weise benutzt und um sowohl in seinen eigenen, wie in den Augen Anderer, seinen Bruder herabzusetzen.

Er wäre beinahe in der Wachtstube erstickt und mit Wohllust athmete er wieder die frische Luft ein.

Im ersten Augenblick wollte er sich bei dem Posten nach Pistol erkundigen, aber er war noch voll Zorn erfüllt über die niedrige Scene, die er soeben gesehen, und er verschmähte auch diesen Ausweg. Die Zeit war auch bereits weit vorgeschritten.

Beruhigt, durch das Gefühl seiner redlichen Absichten schlug er den Weg direct nach dem königlichen Parke ein.

Als er an der Jacobskirche vorüberging schlug die Thurmuhr zehn.

Elftes Kapitel.

Der königliche Park.

Der königliche Park ist einer der schönsten Orte oder Plätze der Hauptstadt Schwedens. Anfänglich hatte er jedoch weder die Ausdehnung, noch das Aussehen, welches er jetzt besitzt. Im Jahre **1430** war er nur ein Kohlgarten oder Küchengarten, der dem Könige gehörte. Allmälig ist er erweitert worden, namentlich durch den alten Friedhof der St. Jacobskirche. Der königliche Intendant, Johann Harlemann, ließ dort einen Springbrunnen errichten, welcher jedoch, als der Platz später mit dem marmornen Brustbilde des Königs Friedrich I. geschmückt wurde, verfiel. Die ersten Castanienbäume, die auf schwedischem Grunde und Boden wuchsen, wurden hier gepflanzt. Kurz nach dem Tode Gustav III. erhielt der Park ungefähr seine jetzige Ge=

stalt. Er wurde mit einer Mauer umgeben und große eiserne Gitterthore führten in die kühlenden Schatten seiner freien, frischen Natur; endlich wurden Pavillons und Tanzsäle dort errichtet und der Platz war von einem unbedeutenden Kohlgarten in einen öffentlichen angenehmen Park verwandelt. Durch die grünen Matten schlängeln sich gekies'te Gänge und schöne Blumen duften den Spatzierenden entgegen. Wie viele Familien haben nicht hier einen fröhlichen Tag verbracht, wie viele Liebende haben hier nicht geseufzt, und wie viele Liebeserklärungen sind hier nicht, wie rothe Rosen, über schwellende Lippen gefallen! Nur zwei Eingänge führen zu diesem an Idyllen und erotischen Abenteuern so reichen Platz, nämlich durch das nördliche und südliche Thor. Ankarsparre trat durch das südliche ein.

Der Tag war klar und warm gewesen, der Abend wurde finster und kühl. Der Himmel war mit einem dicken Nebel bedeckt und eine frostige Kälte verbreitete sich über die Erde. Der ewig rollende Nordstrom rauschte in der Entfernung und rollte seine Wogen einher; aber der alte de la Gardie'sche Palast spiegelte nicht seine stolzen Thürme in strahlenden Gewässern, sondern blickte in ein graues Wasser hinab, welches finster, wie die Wolken selbst, war.

Ankarsparre ging in die westliche Allee ein und setzte seinen Weg durch dieselbe fort.

Hier und da bemerkte er einzelne Personen, die

gleich düsteren Schatten zwischen den Bäumen an ihm vorüberschwebten; es war fast unmöglich, die Gesichtszüge irgend einer dieser Personen bestimmt zu unterscheiden.

Weiter, ihm voraus, hörte er ein undeutliches Gesumme und er näherte sich vorsichtig dem Orte. Die Menschen waren hier in größerer Menge versammelt.

Dort angelangt, erblickte er ein Mädchen, das hoch auf einer Bank stand und bald sang, bald an das Volk sprach, welches in abergläubischem Staunen den Worten des Mädchens lauschte.

Er erkannte das Mädchen sofort: es war Rikissa.

Ihre Blicke irrten, wie gewöhnlich, unstät umher, doch schien es, als verweile sie jetzt mit größerer Aufmerksamkeit auf jeder Person.

Auch Ankarsparre traf ihr Auge, und um ihn mit Bestimmtheit unter der Menge zu erkennen, beugte sie sich etwas vor, während sie doch ihre Rede nicht unterbrach. Diese Stellung verlieh ihr einen noch größeren Anschein der Begeisterung.

Ob sie ihn wirklich wieder erkannt habe, oder nicht, war unmöglich zu entscheiden; aber wenige Augenblicke später unterbrach sie sich selbst und ihre ganze Gedankenordnung und stimmte eine Melodie an, die ganz eigenthümlich in ihrer Art und ganz und gar das Produkt der Phantasie des Augenblicks war. Der Gesang und die Art und Weise, wie es die Töne verband, hatte

sehr viel Aehnlichkeit mit der schönen und überraschenden, mitunter anmuthigen, mitunter wilden, immer rhapsodischen Tonart der Aeolsharfe. Man lauschte, ohne entzückt zu werden, man hatte einen Genuß, aber ohne daß die Seele dabei betheiligt war, man wurde überrascht, ohne von etwas eigentlich Schönem hingerissen zu sein:

„Stolz wanderst Du im grünen Gras — allein!“

Diese an und für sich unbedeutende Strophe variirte sich in einer solchen Weise, als wollte sie die sämmtlichen Tonscalen durchgehen.

„Der Teufel hinkt doch hinterdrein.“

„Hi, hi, hi,“ lachte sie.

„Die Rose blüht in voller Pracht —“

Und wiederum ertönten eine Menge Rouladen, als wenn ihre Zunge, leicht wie der Bogen Paganini's, über gehorsame Saiten dahingetanzt wäre, bis sie endlich mit klagender Stimme zu der letzten Strophe überging und sang:

„Dann kommt die kalte, finstre Nacht —“

Und nun sprang sie mit einem kurzen, gellenden Lachen von der Bank herab und es schien, als wolle sie sich der Aufmerksamkeit der Menschenmenge entziehen.

Indem sie von der Bank sprang, machte sie eine Bewegung mit der Hand nach der Seite hin, wo Ankarsparre stand, als hätte sie ihm sagen wollen: komm

mit mir! Aber die Menge schloß sich eng um sie herum und folgte ihr, um sie nicht aus den Augen zu lassen.

Ankarsparre ging langsam hinterher.

Es schien ihm jedoch ganz unwahrscheinlich zu sein, daß hier an diesem Orte Jemand sich einstellen sollte, um Antwort auf das Billet zu erhalten; was ihn selbst betraf, sah er wenigstens deutlich ein, daß es ganz und gar unmöglich sei, hier unter dieser Menschenmasse und bei der Finsterniß, welche über den Ort verbreitet war, irgend Jemand zu erkennen, gegen den er mit Grund Verdacht hegen könne.

Er glaubte sich jedoch verpflichtet, noch eine Weile an diesem Orte zu bleiben.

Versteckt unter den dunklen Schlagschatten einiger alten Linden in der östlichen Allee, waren einige Personen in einem flüsternden Gespräche begriffen.

Eine Strecke von ihnen entfernt, an den Stamm eines Baumes gelehnt, erblickte man gleichfalls einen Mann in einem einfachen grauen Rock und mit dem Hute tief in die Stirn gedrückt. Er nahm keinen Antheil an dem Gespräch, es schien aber nicht desto weniger, als wenn er demselben mit großem Interesse lauschte.

„Und Du bist dessen ganz gewiß?“ sprach eine grobe, heisere Stimme.

„Ich will verdammt sein, wenn es nicht gewiß ist!“ antwortete Einer im Discant.

Wenn Ankarsparre an diesem Orte zugegen gewesen wäre, er würde die feine, gellende Stimme Lena's wieder erkannt haben.

„Und wir werden ihn später im „Rothen Horn“ finden?“ frug eine dritte Person.

„Jawohl, wie ich Dir gesagt habe.“

„Und er wird uns tractiren — mit Bier und Branntwein?“

„. . . . und Punsch und Grog obendrein!“ fiel der Discant ein. „Ja, ja, auch Punsch und Grog sollt Ihr haben!“

„Das ist so gewiß — als Amen in der Kirche!“ jubelte eine vierte Person.

„Hei, ho, fangen wir doch sogleich an! der Abend ist kühl und wir können schon eine kleine Motion vertragen!“

„Nun, vorwärts denn, fangen wir an!“

Das Mädchen warf einen Blick auf den allein stehenden Mann an dem Baumstamme.

Dieser nickte mit dem Kopfe.

„Aber wer von Euch schafft uns die Patrouille herbei?“

„Ich,“ rief Einer, „ich!“

„Das ist nichts,“ äußerte ein Anderer; „Du bist faul und langsam, wie eine Schnecke, ich aber bin

schnell und gewandt, wie eine Katze, und habe ein paar Beine wie ein paar Trommelschlägel — hei, das wird wie geschmiert gehen, wenn ich daran komme! Voriges Jahr sprang ich zweimal an dem Läufer des Königs vorbei, und das schien mir gar nichts zu sein."

„Nun, denn mache Du, daß Du die Patrouille herbeiholst — aber daß sie bald kommt, verstehst Du?"

„Verlaßt Euch auf mich, ich habe das Maul voll von Worten so groß wie Häuser — ich versteh' den Rummel — ich!"

„Und vergeßt nicht, was Ihr morgen beim Verhör zu sagen habt, denn Knall und Fall kann die Polizei über uns herfallen, das begreift Ihr doch wohl?"

„Ei ja, das werden wir nicht vergessen!"

„Der Polizei werde ich eine Nase drehen, so lang, daß die Polizeidiener der ganzen Welt sie nicht aufheben können."

„Nun, also, gehen wir jetzt drauf?"

„Wartet ein wenig: ich glaube, wir gehen am besten hier quer durch, dann kommen wir direct auf die andere Seite hinüber. Hei, was das für ein Lirumlarum werden wird, wenn wir wie ein Donnerwetter unter sie fahren!"

„Sollten wir uns nicht vorher einen kleinen Schluck nehmen?"

„Nun, das versteht sich — noch einen Schluck! So einer raspelt die Schallmeie aus, daß es pfeift."

„Ah, ha — das schmeckte, sagte Cunz, als er mit der Nase in den Rinnstein fuhr.“

„Also das Steuerruder leewärts, Jungens! — die Segel auf! Aber noch eins: es wird am besten sein, daß Du, Andreas, sofort nach der Wache läufst; eh' Du dort bist, sind wir jedenfalls in Ordnung.“

„Darin hast Du Recht, sagte Mutter Lise, als sie ....“

„Jetzt keine Sprüchwörter! Ist Alles bereit?“

„Ja, ja!“

Und die ganze Bande eilte über die grünen Matten durch das Gebüsch und die Bäume durch und verschwand in der entgegengesetzten Richtung.

Der Mann in dem grauen Rock trat jetzt hervor.

„Sie scherzen, aber ein blutiger Rächer steht mitten unter ihnen — sie lärmen und treiben Spott, aber das Werk reift unterdessen .... so — jetzt ist die Stunde da! Ich fühle mich ordentlich glücklich, daß ich nicht länger zu zögern brauche, daß ich nicht länger eine Entdeckung zu fürchten habe. Wie oft hat heute nicht mein Blut zwischen Feuer und Eis gewechselt: es war nahe daran — hu, wie nahe — daß ich mich einmal selbst, in der Voraussetzung, ich sei es bereits, verrathen hätte. Wie ist es möglich, daß er die Rollen Lena's uud Pistols in dem bevorstehenden Schauspiel zu wissen bekommen hat — ich vermag es nicht zu ergründen! Sein Verdacht ist jedoch schon geweckt, und

ich muß kurzen Prozeß machen, damit ich nicht selbst zu kurz komme. In einer Stunde, — in einer halben Stunde, — alsdann wird er keinen Verdacht mehr hegen; dann wird Alles vorbei sein .... Wenn ich nur dort wäre! Wenn ihm eine schwere Stunde bevorsteht, mir steht sie auch bevor!

„Mit dumm kann man jedoch nicht sein; ich nahm Rikissa mit mir, um durch das Gespräch zwischen ihr und ihm mein Gemüth noch mehr zu reizen und gerade durch ihre Plauderhaftigkeit wäre ich beinahe verrathen worden. Das war mein Glück, daß ich mich schlafend anstellte und zu rechter Zeit dazwischentrat — jetzt wird mir das nicht mehr passiren können."

Während er in solcher Weise halblaut mit sich selbst sprach, ging er langsam nach der anderen Seite des Parks hinüber.

Ankarsparre folgte nicht der Volksmenge, die Rikissa umgab; anstatt dessen ließ er sich auf eine der Bänke nieder und lehnte sich gegen den Stamm eines Baumes; so blieb er sitzen, damit er an Ort und Stelle sei, wenn Jemand ihn suche.

Die Uhr schlug dreiviertel Zehn. In Ermangelung einer anderen Beschäftigung zählte er die Schläge. Sie tönten langsam, fast umheimlich, durch die noch meist nackten Kronen der Bäume zu ihm nieder. Noch

nie hatte er in einer solchen Lage die Schläge der Thurmuhr gezählt.

Ein Licht strahlte in diesem Augenblick weit unten in der Allee und schrittweise kam dasselbe ihm immer näher; es war eine Laterne, von einem Bedienten getragen. Von der Laterne geleuchtet, schritt hinter demselben ein Herr und eine Dame einher.

„Aber ist es möglich,“ frug die Dame, daß man hier inmitten der Hauptstadt, und wo so viele Leute versammelt sind, einen so dreisten Streich wagen darf? Es kommt mir so unglaublich vor, daß ich ....“

„Wie geht es denn in Paris?“ bemerkte er.

„Aber Stockholm ist kein Paris und die Stockholmer sind keine Pariser. Dort ist das Blut Champagner, hier gewöhnliches Bier; dort sind die Gedanken wie ein Feuerwerk, hier sind sie nur klimmende Kohlen unter einem Topfe mit Kartoffeln; dort besitzt man Leidenschaften, wie ein feuerspeiender Berg, hier höchstens wie die Funken einer Rackete. Ich halte es nicht für möglich, mein Vater.“

„Du hast vielleicht zum Theil Recht, aber es giebt doch keine Regel ohne Ausnahme. Erziehung, Sitten, Gesetze, Klima verleihen den Völkern und Nationen allerdings ungleiche Gepräge, an welchen man sie wieder erkennt und durch deren Hilfe man sie zu charakterisiren vermag; aber große Leidenschaften stellen das Individuum über dergleichen Verhältnisse. Die Leidenschaft

ist gerade deshalb Leidenschaft, weil sie den Einfluß der Erziehung nicht kennt und keinen anderen Gesetzen sich unterwirft, als ihren eigenen.“

„Was ist aber Deine Absicht — willst Du ihn retten?“

„Fürchte nichts, ich weiß, was ich beabsichtige und Du weißt ja auch, was ich von Dir fordere?“

„Ich thue Alles, was Du willst, mein Vater — und Du kannst mir jedenfalls keine Vorwürfe machen.“

„Du hast mir versprochen, Alles aufzubieten, damit ich Gewißheit erlange, ob er derjenige ist, den ich suche.“

„Ja, ich werde Dir die Gewißheit verschaffen.“

Selbst dieses Gespräch, obgleich es nur halblaut geführt wurde, vermochte Ankarsparre nicht zu überhören.

Der geheimnißvolle Charakter desselben schien gleichfalls auf eine sich nähernde, irgend eine gewisse Person bedrohende Gefahr hinzudeuten und übte einen tiefen Eindruck auf ihn aus.

Jetzt entschloß er sich, den Gang der Ereignisse zu beobachten. Vielleicht — so schmeichelte er sich selbst — kann ich hier Jemand zu Hilfe kommen und ihn von einem verrätherischen Ueberfall retten. Er griff unwillkürlich nach seinem Degen; derselbe hing treu an seiner Seite. Es fiel ihm jetzt ein, daß er einen Gang durch den Park machen müsse, und er erhob sich, um dieses auszuführen.

Von der Laterne geleuchtet, bogen nun die beiden Redenden in seiner Nähe von der Allee ab und schlugen eine andere Richtung ein. Er blickte ihnen nach. Der Schleier der Dame flatterte in diesem Augenblicke in die Höhe und bei dem Lichtscheine, welcher auf ihr Antlitz fiel, erkannte er sie wieder, bei welcher seine Gedanken sich so innig hafteten. Er war nahe daran, ihr nachzueilen, allein er besann sich und trat wieder sogleich zurück. Höhere Pflichten, die der Ehre, hielten ihn zurück.

Er folgte ihr mit seinen Augen, mit seinem Herzen, mit seiner Seele.

Springend und tobend, tanzend und schreiend stürzte einen Augenblick später ein Haufen halbberauschter Personen plötzlich in die Allee hinein.

Ganz in Ankarsparre's Nähe entstand jetzt plötzlich eine Schlägerei.

„Man hat mich bestohlen!“

„Du lügst!“

Klatsch — und Ohrfeigen wurden nach allen Seiten ausgetheilt.

„Hilfe, Hilfe!“

„Au, au!“

„Hierher — zur Hülfe!“

„Haltet den Dieb!“

„Ja, ja, den Dieb, wo ist er?“

„Hier!“

„Nein, hier . . . hier, hier!“

Der Lärm nahm zu, das Schreien und Toben steigerte sich. Ankarsparre wollte sich zurückziehen, um nicht in diese lärmende Menschenmasse hineingezogen zu werden; allein er hatte nur wenige Schritte gethan, als eine Person von ganz unbedeutendem Aeußeren sich ihm näherte.

„Entschuldigen Sie gütigst,“ sprach diese, „habe ich die Ehre, mit Herrn Baron Ankarsparre zu reden?“

„Also erwartet man mich doch hier,“ dachte Ankarsparre. „Ich sehe dem Ausgang mit dem größten Interesse entgegen.“

„Ganz richtig, so ist mein Name!“ antwortete er. „Wer sind Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Mein Name ist zu unbedeutend: ich bin ein Diener; aber mein Herr wünscht Sie zu sprechen, er wartet weiter dort oben in der Allee. Erlauben Sie mir gütigst, Herr Baron, daß ich Sie zu ihm führe?“

Der Mann hielt den Hut in der Hand und sprach so artig, daß man daraus schließen mußte, sein Herr sei ein Mann von Welt und Bildung.

„Werden wir aber durch die Volksmenge uns hindurchwinden können?“ frug Ankarsparre.

„Wenn wir ein wenig seitwärts gehen, Herr

Baron, werden wir schon durchkommen. Mein Herr wartet in weniger Entfernung von hier. Er hat Sie den ganzen Abend gesucht, Herr Baron; aber unter der Volksmenge, die — sonderbar genug, um diese Zeit — hier im Parke ist, war es nicht so leicht, Sie wieder zu erkennen. Beliebt es Ihnen, Herr Baron, mir zu folgen?“

„Geh' nur voran — ich folge!“

Ankarsparre fühlte sein Herz ungewöhnlich stark klopfen. Es war jedoch nicht vor Furcht oder Unruhe, sondern eher in einem ungeduldigen Verlangen, den Verfasser der Billets an ihn und an Fersen kennen zu lernen. Zwar glaubte er, hinter diesem Allen müßte irgend eine drohende, dämonische Absicht verborgen sein, aber um so mehr reizte es ihn, und er wünschte sehnlichst den Augenblick herbei, in welchem er seinem Gegner unter die Augen treten sollte.

Er schlug seinen Mantel zurück, um freier athmen zu können und um zur Handlung bereit zu sein, wenn eine solche erheischt werden sollte.

Ankarsparre war nicht viele Schritte gegangen, als die Schlägerei sich nach der Seite hin zog, wo er sich befand. Zwar näherte er sich dessenungeachtet immer mehr der rechten Mauer des Parks, allein die tobende Menge

rückte immer hinter ihm einher. Bald stand er mitten unter ihnen, und wohin er sich wandte, um der aufgeregten, halbberauschten Bande zu entgehen, stieß er auf sich zankende, schreiende Menschen. Er spähte vergebens nach seinem Begleiter und Führer, dieser schien verschwunden zu sein — er war vielleicht durch die tobende Menge von ihm getrennt worden.

Jetzt erinnerte er sich, daß er Conrad befohlen habe, sich im Parke einzufinden und daß er diesen dessenungeachtet den ganzen Abend nicht erblickt habe. Wo konnte er sein? Gerade jetzt hätte er ihn gebrauchen können und gerade jetzt war er nicht da.

Plötzlich trennte die Menschenmasse sich ein wenig aus einander und er wollte sich gerade dieses zu Nutzen führen, um unbemerkt ganz aus dem Kreise dieser tobenden Gesellen zu treten — allein indem er den Fuß erhob, um seinen Entschluß auszuführen, wurde sein Mantel gewaltsam von seiner Schulter gerissen und man versetzte ihm zu gleicher Zeit einen derben, schmerzlichen Stoß in die linke Seite. Zornig griff er nach seinem Degen, denn es schien ihm, als sei der Stoß eben so wohlgerichtet, wie absichtlich geführt; allein, als er die Hand öffnete, um den Heft des Degens zu ergreifen, war derselbe verschwunden, die Scheide war leer. Indem man ihm den Stoß versetzt, hatte man ihm zugleich den Degen gestohlen.

„Was giebt es hier für Lärm?“ schrie einer der

Galgenvögel. „Glaubt Ihr vielleicht, man könne hier in Stockholm Alles machen, was einem gerade einfällt?“

Allein während er von Ordnung sprach, ließ er es sich sehr angelegentlich sein, die größtmöglichste Unordnung herbeizuführen.

Geballte Fäuste hoben und senkten sich, es wurden Schläge und Stöße ausgetheilt und wieder gegeben, Fluchen und Lachen und scherzhafte Redensarten wechselten mit einander ab; die Menge wogte bunt und wild unter einander umher.

Mehr, denn eine geballte Faust hatte bereits Ankarspare getroffen, allein er hatte die Absicht nicht, irgend einen Schlag wieder zu vergelten; die Helden waren von der Beschaffenheit, daß er keine Hand gegen sie emporheben wollte. Er war jetzt ruhiger, als im ersten Augenblick geworden und er hoffte sich allmählig zurückziehen oder durchdrängen zu können. Aber darin verrechnete er sich. Bald bildete er gerade selbst den Mittelpunkt der handgreiflichsten Aufmerksamkeit der Menge.

Der Zorn erwachte nun mit der ganzen Kraft in seinem Innern; das Blut kochte in seinen Adern und die Muskeln seines Arms spannten sich. Er hatte sich ein wenig seitwärts zurückgezogen, und stand zufälligerweise neben dem Stamm eines ganz jungen Baumes, welcher noch von drei dicken Pfählen, um Schutz seines Wachsthums, umstellt war. Bis

zum Aeußersten gereizt, riß er einen dieser Pfähle aus der Erde und schwang ihn über die Köpfe des Pöbels. Seine Schläge trafen rechts und links; es war ein zornentbrannter Löwe, der zwischen heulende, zähnefnirschende Wölfe getreten war. Allein er hatte jetzt auch die Fäuste Aller gegen sich gerichtet; und wie viele auch in Folge seiner Schläge zurückwichen oder gar fielen, so traten doch immer neue Angreifer gegen ihn auf und die Zahl seiner Gegner wuchs mehr, als sie sich verringerte. Er sah voraus, daß er in diesem ungleichen Kampfe untergehen würde, wenn er nicht bald Hilfe bekäme oder auf andere Weise dem Rasen der Menge entgehen konnte.

In solcher Weise war aus einem kleinen Wortwechsel ein bedeutender Kampf entstanden, aus gar nichts eine Lebensfrage geworden. Die Gefahr und das Glück ähneln einander insoweit, daß sie gewöhnlich, wenn nur der Keim vorhanden ist, von selbst immer wachsen und gedeihen.

Eine bekannte Stimme gelangte während dieses Alles an sein Ohr: es war Rikissa's Stimme. Sie sang aber diesmal ohne alle Verzierungen, eher in einer wehmüthigen, klagenden Weise:

„Stolz wanderst Du im grünen Gras — allein!“

Aber das Volk lauschte nicht mehr ihren Tönen; die Dämonen der wilden Leidenschaften hatten sie ergriffen.

„Drauf und dran, Jungens!" rief eine grobe Stimme. „Soll der Kerl allein uns insgesammt zu Boden schlagen? — zum Teufel, macht dem ein Ende!"

„Vorwärts, vorwärts!"

„Hei, ho! und wenn er der Teufel selbst ist, ich werde ihn einfangen!"

Aber durch das Toben hindurch drang wiederum Rikissa's schwermüthige Stimme:

„Der Teufel hinkt doch hinterdrein."

Es war ein vollständiges Hagelwetter von Schlägen; von keiner Seite schien man darauf bedacht zu sein, den Kampf einzustellen. Wenn das Volk in's Rasen geräth, läßt es nicht eher nach, als bis es den Fuß auf eine Leiche gesetzt hat — es ist, als wenn nur der Anblick des Todes ihm Halt zu gebieten vermöchte.

Ankarsparre hatte mehrere schwere Schläge erhalten, und wenn er auch noch immer die Stange mit starkem Arm schwang, so fühlte er doch, daß er zu ermatten begann und er blickte spähend um sich, ob er denn doch nicht in irgend einer klugen Weise das Feld zu verlassen vermochte — allein es war unmöglich: der Weg war nach allen Seiten hin durch geballte Fäuste versperrt. Nichtsdestoweniger versuchte er sich womöglich längs der langen, hohen, steinernen Mauer zurückzuziehen, während dessen jedoch der Kampf unausgesetzt fortdauerte.

„Es kommen Soldaten — die Wache kommt!“ rief eine Stimme.

„Er muß verhaftet werden,“ schrie eine andere.

„Er hat uns überfallen, uns geschlagen, uns gemißhandelt!“ ertönte es von allen Seiten.

„Er hat uns bestohlen, der Dieb!“ schrie man von Neuem.

„Ja, das hat er, ja, ja!“ stimmte die ganze Menge ein.

„In schnellen, gleichförmigen Schritten hörte man nun wirklich eine Abtheilung Soldaten heranrücken. Das Klirren der Waffen tönte immer näher und näher.

Diese klirrenden Töne hatten für Ankarsparre etwas sehr Angenehmes: er hoffte, die Ordnung würde wieder hergestellt und er aus seiner höchst unangenehmen Lage befreit werden.

Rikissa's Gesang tönte nun auch anmuthig an sein Ohr heran; derselbe glich jetzt dem Triller einer Lerche am frühen Sommermorgen:

„Die Rose blüht in voller Pracht! —“

„Wollt Ihr ruhig sein, Ihr Canaillen!“ brüllte eine grobe Stimme in's Gemetzel hinein. „Wir werden Euch durch die Gewehrkolben zur Vernunft bringen!“ Es war der Corporal, der die Abtheilung führte, welcher so sprach.

Aber anstatt vorsichtig und freundlich aufzutreten, um wo möglich die Ordnung wieder herzustellen, stürz=

ten die Soldaten auf die Menge ein und geberdeten sich noch wilder, als diese. Sie theilten Kolbenschläge nach allen Seiten aus.

Krach — und von einem Gewehrlaufe getroffen, sprang die Stange, welche Ankarsparre noch immer in der Hand hielt, quer durch.

Er hatte jedoch am längsten gekämpft und fühlte seinen Arm schon ermatten; jetzt fiel die Stange ihm aus der Hand. Kalte Schweißtropfen perlten von seiner Stirne herab und eine dunkle Ahnung erhob sich auf zitternder Zehspitze in seinem Herzen. Der Augenblick war entsetzlich. Wenn er gegen einen, gegen zwei, drei, ja zehn zu kämpfen gehabt hätte, würde er seine Vertheidigung darnach eingerichtet haben und nach einem Plane gehandelt haben können — aber gegen einen wilden, aufgeregten Pöbelhaufen, das war ein Kampf, bei welchem der Verstand durchaus keine Hilfe zu leisten vermochte, und er sah keinen andern Ausgang, als auf dem Platze zu bleiben. Noch immer parirte er die Schläge mit den Armen; allein ein gewaltsamer Kolbenschlag traf seine gespannten Muskeln dicht unter dem Schulterblatte und die Arme sanken ihm ohnmächtig nieder. Er zog sich mechanisch längs der Mauer; aber bald begann es vor seinen Augen zu flimmern, es war ihm, als tanzten weiße Sterne in der Luft umher, seine Kräfte waren erschöpft und als der letzte tanzende Funken erlosch, wurde es vollkommen finster um ihn herum. Die Augen schlossen sich und

im Begriff, zu Boden zu sinken, fühlte er sich noch von einem schweren Schlag getroffen und fiel.

Er vermochte jetzt nicht länger die Gegenstände zu unterscheiden. Ohne ganz und gar ohnmächtig zu sein, fühlte er sich gleichsam in einen Schlaf versetzt und außer Stande, zu denken, oder zu handeln; eine schwere Last legte sich auf seine Brust, und er empfand deutlich einen immer zunehmenden, entsetzlichen Druck: es schien ihm, als stemme Jemand seine Knie gegen seine Brust; ein warmer Athemzug wehte heiß über sein Antlitz dahin.

„Baron Ankarsparre!“ rief eine Stimme ihm in's Ohr.

Mühsam schlug er die Augen empor. Er glaubte in der finstern Nacht Conrads Gesichtszüge wieder zu erkennen — aber wer war derjenige, der mit solcher Ausdauer sein Knie gegen seine Brust stemmte? Er that eine Bewegung mit der Hand, um die Last hinwegzuschieben, allein der Arm versagte ihm den Dienst.

„Hilf mir, Conrad!“ flüsterte er und seine Augen schlossen sich wieder.

„Baron Ankarsparre,“ rief die Stimme auf's Neue, „ich werde Dir helfen!“

Und in demselben Augenblick fühlte er eine Spitze über seine Brust fahren, fühlte das warme Blut rinnen.

Noch mühsam stieß er einen Seufzer aus — war es sein letzter?

Welches herrliche Gefühl, welch' schöner Augenblick! Noch nie hatte er einen größern Genuß empfunden, als den, welcher ihn jetzt erfüllte. Er versank in eine Ohnmacht.

Die Last verschwand von seiner Brust, ihm wurde so leicht, so frei; es war ihm, als würde er hoch in die Wolken getragen und als töne ihm aus Engels Munde in milden, weichen Accorden:

„Dann kommt die kalte, finstere Nacht."

Er verlor jetzt ganz die Besinnung.

Zwölftes Kapitel.

De la Vauvenard.

Wir finden Ankarsparre auf einem Sopha in einem klar erhellten Zimmer wieder. Er schien gestorben zu sein, allein noch träufelte Blut von seiner Brust herab. Drei Personen umgaben ihn. Die eine war eine junge, schöne, einnehmende Frauengestalt, einen Kopf, einen lockigen, liebenswürdigen Kopf höher, als die zweite, die an ihrer einen Seite stand und eine ältere Frau war. Der dritte Anwesende war ein Diener, welcher mit einem brennenden Licht in der Hand vor dem Sopha kniete, wahrscheinlich, damit er um so besser das Antlitz des Ruhenden erhelle.

„Was befehlen Sie, Fräulein, das wir thun?“ äußerte die ältere Dame.

„Ach, liebe Freundin,“ antwortete die Jüngere, „ich weiß gar gut, was ich zu thun habe, aber ich zittere nicht destoweniger davor.“

„Wäre es nicht gut, wenn wir Ihren Herrn Vater . . .“

„Ach nein, er weiß es bereits — aber . . .“

„Es scheint mir, als seien Sie in Ungewißheit — vielleicht wünschen Sie, daß wir uns entfernen? Sie wissen, daß wir Alles gern thun, was Sie wünschen — sagen Sie nur, was Sie wollen?“

„Nun ja, verlaßt mich eine Weile, Du kannst das Licht dort hinstellen, Heinrich. Geht jedoch nicht zu weit, wenn ich Euch nöthig haben sollte.“

Als die Andern sich entfernt hatten, faltete das junge Mädchen die Hände über ihre Brust und beugte sich zu dem Kranken hinab. Sie lauschte — er athmete nicht.

„Welche Furcht flößt mir dieser entsetzliche Augenblick ein!“ sprach sie leise. „Sollte er es sein? . . . „Mein Gott, wie stürmisch klopft mein Herz! Ich will . . . nein, nein, ich habe den Muth nicht, der Gewißheit ins Auge zu blicken! . . . Und doch, wenn er es wäre — o, wird mein Vater nicht den Bitten seiner Tochter, den Liebkosungen seines eigenen Kindes nachgeben? . . . Allein weshalb rege ich mich in dieser Weise auf? Es ist ja gar nicht möglich, daß er es ist

— es würde zu sonderbar sein . . . ach nein, er ist es nicht!“

Und sie kniete nieder vor Ankarsparre und hob mit der einen Hand das Licht in die Höhe, indem sie die andere dem weißen Linnen näherte, welches blutbespritzt seine Brust bedeckte.

Bei dieser Bewegung erröthete sie tief, und gleichsam von einer unwiderstehlichen naiven Schüchternheit zurückgehalten, zog sie ihre Hand wieder an sich.

„Es ist in der That auch ein gar zu sonderbarer Befehl von meinem Vater, daß ich seine Brust untersuchen soll? Es ist unrecht von ihm, sehr unrecht; alle Mädchen würden darinnen mit mir einig sein. Es ist ein sonderbares Verlangen, ja, das ist es — und ich will es nicht, durchaus nicht! Weshalb soll ich mich mit dergleichen befassen — kann er es nicht selbst thun?

„Allein wenn es geschähe?“ fügte sie nach einer Weile hinzu . . . „nein, mein Vater darf es nicht, er darf ihm nicht zu nahe kommen!“

Ein Blutstropfen träufelte in diesem Augenblicke langsam von Ankarsparre's Brust herab.

„Wenn er hier verbluten sollte, hier unter meinen Augen, nur deshalb, weil ich feig bin, ich, die ich sonst so muthig und entschlossen, wie ein flinker Knabe zu sein pflege — das würde mich um all' meinen Frieden bringen. Und weshalb kann ich nicht seine Brust ent=

blößen und sie besehen? Ich muß es, ich habe ein Recht darauf! Jede Minute ist theuer — tritt er nicht dem Tode bei jedem rinnenden Tropfen um einen Schritt näher!“

Und sie hob wiederum das Licht in die Höhe und legte ihre Hand auf seine Brust.

Zwar erröthete sie jetzt nicht mehr, aber anstatt dessen, strahlte eine ungeduldige Neugier aus ihren Augen. Mit einem nassen Schwamm entfernte sie mit leichter Hand das geronnene Blut, welches die Haut bedeckte; sie untersuchte die Wunde, es war nur ein, wenn auch ziemlich tiefer Ritz, der von der rechten Seite bis in die Mitte der Brust ging. Sie sah sehr wohl ein, daß diese Wunde gefahrlos sei.

Allein sie ging noch weiter. Ihr Blick wurde noch bestimmter und schärfer, indem sie das Hemd zurückschob und die linke Seite der Brust entblößte. Welcher schnelle Uebergang von spähendem, aufmerksamen Forschen zur qualvollsten Ueberraschung, bis endlich das Entsetzen aus ihrem ganzen Antlitz sprach! Mit einem Blick hatte sie Alles gesehen, was sie wollte. Das Licht entfiel ihrer Hand und ein Schrei, den sie nur halb zu unterdrücken vermochte, floh über ihre Lippen.

Was hatte sie gesehen?

Die ältere Dame, die im Nebenzimmer harrte, trat bei diesem Schrei eiligst herbei.

„Mein Gott, was ist hier geschehen?“

Das junge Mädchen antwortete nicht.

„Sie sind todtenblaß — Sie sind krank — Sie haben das Licht aus der Hand verloren — was bedeutet das — reden Sie, Fräulein!“

Die junge Dame deutete mit einem so melancholischen, so herzzerreißenden Blick auf Ankarsparre, daß eine Thräne unwillkürlich dem Auge der Aelteren entquoll.

„Ich verstehe!“ seufzte sie. „Ach, er ist todt!“ fügte sie darauf langsam hinzu.

Das Mädchen erhob sich schnell, gleichsam electrisirt durch diese Vermuthung.

„Todt,“ sagte sie, „todt? Nein, er ist nicht todt — aber er muß sterben,“ fuhr sie mit einem Ausdruck des tiefsten Schmerzes fort: „er muß“ . . . sie schwieg.

„Wenn er nicht gestorben ist, dann retten wir ihn!“ fiel die Aeltere entschlossen ein.

„Ja, retten — ja, ja, retten wir ihn!“

Ohne weiteres Bedenken schob nun die ältere Dame das Linnen zurück, untersuchte genauer die Wunde, träufelte eine ölige Flüssigkeit hinein und klebte sie darauf mit schmalen Pflasterstreifen zusammen.

„Die Wunde ist nicht gefährlich,“ sprach sie darauf mit vieler Sicherheit; „seine Mattigkeit und seine Ohnmacht ist tiefer, als die Wunde. Ich werde ein

Mittel herbeiholen, um seine Schläfe zu waschen, und er wird bald wieder genesen.“

Sie verließ das Zimmer.

„Ich muß noch einmal sehen, ob ich mich nicht irre.“

Durch die entschlossene Art und Weise ermuntert, in welcher die ältere Dame gehandelt hatte, betrachtete sie jetzt mit weit weniger Schüchternheit — nicht die Wunde, sondern die andere Seite seiner Brust.

„O, mein Gott,“ sagte sie, „ich habe mich nicht geirrt, er ist es!“

Noch kniete sie vor Ankarsparre nieder, und vermochte kaum, sich wieder zu erheben. Da hörte sie die ältere Dame wieder kommen, und um nicht von ihr überrascht zu werden, eilte sie schnell auf den Stuhl zurück, auf welchem sie soeben geruht hatte.

„Ach, Marie, wie bist Du lieb und gut!“ sprach sie, als die ältere Dame mit mehreren Flaschen und Gläsern zurückkam und nun begann, Ankarsparre's Schläfe zu waschen und andere Mittel gegen seine Ohnmacht anzuwenden.

„O, das würde ich gegen jeden Menschen thun. Wie könnte ich Jemand in solcher Weise leiden sehen, ohne ihm zur Hilfe zu kommen!“

Und dabei strich sie mit dem nassen Schwamme sein Haar zurück, daß es sich in Locken über den Scheitel legte.

„Aber haben Sie ihn auch recht angesehen, mein Fräulein?“ frug Marie. „Er ist nicht wenig schön — kommen Sie nur näher, Sie werden es selbst sehen. Ich habe kaum ein männlicheres Antlitz gesehen. Wenn er eben so schöne Augen, wie Stirne und Augenbrauen, besitzt . . . ah, dann, dann — ist er ein gefährlicher Mann. Kommen Sie näher, Fräulein; es wird Ihnen Freude machen, ihn zu beschauen. Glauben Sie, daß er gefährlich ist?“

„Das glaube ich nicht.“

„Aber ist er nicht schön? Es wäre Sünde, wenn ein solcher Mann in seinen besten Jahren sterben sollte.“

„Darin gebe ich Dir Recht!“ seufzte das Mädchen. —

„Was glauben Sie, Fräulein, das mir einfällt? Aber ich weiß es wohl, Sie haben es nicht gern, wenn ich das Wahrsagen beginne, obgleich die Kunst des Wahrsagens doch wohl nicht ganz und gar zu verachten ist, ist sie doch jedenfalls eine Kunst und muß somit ihren Platz behaupten können.“

„Was wolltest Du mir denn wahrsagen?“

„Aber Sie erröthen schon, Fräulein! . . . Ach, Sie wissen es — ja, Sie wissen ganz gewiß, woran ich dachte, das ist der beste Beweis, daß man die Karten nicht verachten darf. Glauben Sie mir, Fräulein, was die Karten sagen, ist ganz ebensogut, als wenn

alte Leute es gesagt haben. Alte Leute und die Karten verstehen sich auf die Welt, obgleich die jungen Leute es nicht zugeben wollen."

„Aber was wolltest Du denn wahrsagen?"

„Fräulein," — und sie drohte der jungen Dame schelmisch mit dem Finger — „gestehen Sie nur, Fräulein, daß es Ihnen ahnt, was ich zu sagen gedachte! Aber Sie wollen es nur aus mir herauslocken, damit Sie nachher über meine Ueberklugheit, wie Sie es nennen, lächeln können!"

„Aber, um Gottes willen, beste Marie . . ."

„Versprechen Sie also, Fräulein, mich nicht auslachen zu wollen?"

„Ja, ja!"

„Dann würde ich ein schönes Paar nennen können — ein Paar, welches . . ."

„Still," rief das Mädchen, „still!" Und mit einer stolzen, drohenden Miene hob sie ihre Hand empor.

Marie schwieg.

„Betrachte ihn," fuhr das junge Mädchen fort; „er gleicht einem Todten! das Herz klopft nicht, die Augen sehen nicht, der Puls steht, jeder Tropfen Blut ist aus seinen Wangen gewichen, er vermag kein einziges Glied zu bewegen. Er und ich — o, mein Gott!"

In demselben Augenblick hob Ankarsparre's Brust sich. Ein langer, tiefer Seufzer trennte seine Lippen, und er schlug die Augen auf.

Es war nun so still im Zimmer, daß man fast die Lichtflammen in dem Kronleuchter brennen hörte.

„Wie glücklich fühle ich mich!“ seufzte Ankarsparre und machte eine Anstrengung, um sich von den Kissen emporzuheben.

„Trinken Sie dieses — um Gottes willen, trinken Sie!“ bat Marie und führte ein Glas an seinen Mund. Er leerte den Inhalt, ohne ein Wort zu äußern und sank darauf wieder erschöpft in die Kissen zurück.

„Wie schmerzt mich mein Körper!“ fügte er nach einer Weile hinzu. „Ach, wenn man etwas Kaltes, etwas Eiskaltes auf meinen Kopf legen wollte!“

Man erfüllte seinen Wunsch.

„Ach, wie wohl thut das!“ fuhr er fort. „Aber . . . aber . . .“

„Was wollten Sie sagen?“ fiel Marie ein.

„. . . ich weiß nicht, wo ich bin — wo bin ich?“

„Bei mir!“ antwortete die junge Dame und trat auf ihn zu.

Ankarsparre sprang mit einem einzigen Sprung vom Sopha auf. Bei ihrem Anblick kehrte seine ganze Kraft plötzlich zurück; das Kopfweh verschwand, die Schmerzen verließen ihn, das Blut rollte wieder mit jugendlicher Kraft durch seine Adern und färbte seine Wangen; das Herz, welches soeben nicht geschlagen, klopfte gewaltsam. Die Liebe ist wunderbar.

„Sie?“ rief er aus und fuhr mit der Hand über die Augen, um sich zu überzeugen, daß ihre Anwesenheit kein Gaukelspiel, kein Traum, nicht ein flüchtiges Bild der Phantasie sei. Ihr Anblick und ihre Stimme hatte wie ein mächtiger Zauber auf ihn gewirkt.

„Bei Ihnen?“ fuhr er fort. „Beim Himmel, ich begreife nicht, wie ich hierher gekommen bin — welcher Zauberstab einer Fee hat dieses Wunder bewerkstelligt?“

Ihre Augen, seine dunklen und ihre blauen, begegneten sich — verstanden sie einander? Marie war in das Nebenzimmer verschwunden, sie waren allein.

„Ich habe einen entsetzlichen Traum geträumt!“ sprach er.

„Ach nein, es war kein Traum, es war eine entsetzliche Wirklichkeit, aus welcher glücklicherweise rechtzeitige Hilfe Sie rettete.“

„In der That, ich weiß nicht — war es Wirklichkeit? . . . Ach ja, jetzt erinnere ich mich daran, es war eine unheimliche, eine abscheuliche, furchtbare Wirklichkeit. Ich kämpfte . . .“

„. . . gegen einen gereizten Pöbelhaufen.“

„. . . und ich fiel. Man drückte Etwas gegen meine Brust?“

„Ein schlechter, niedriger Mensch hatte sein Knie gegen Ihre Brust gestemmt und war in dem Augenblicke, in welchem unsere Leute Sie retteten, in Begriff,

Sie mit Ihrem eigenen Degen durchzubohren, welchen einige seiner Freunde, im Voraus, in einem unbewachten Augenblicke Ihnen von der Seite gerissen hatten."

„Wollte er mich ermorden?"

„Das war seine Absicht; allein zum Glück kamen wir derselben zuvor."

„Allein weshalb wollte er mich tödten?"

„Das weiß ich nicht."

„Ich weiß nicht, daß ich mich jemals vorsätzlich gegen irgend Jemand vergangen habe — wer mag das gewesen sein?"

„Das ist mir unbekannt."

„Und Ihre Leute retteten mich?"

„Die entsetzliche Schlägerei im Parke erreichte uns leicht, wir waren . . ."

„Wir?" bemerkte Ankarsparre mit einem fragenden Blick.

„Ja, ich und mein Vater," — indem sie ihren Vater nannte, umwölkte ihre früher so klare Stirn sich leicht — „wir waren in einem kleinen Garten, welcher hinter der großen Mauer des Parkes liegt — Sie kennen vielleicht den Ort? Wir waren dort nicht allein, sondern die Bedienung war bei uns. Mein Vater hat die Wohnung für diesen Sommer gemiethet. Lange hörten wir dem Toben zu; bald kam es uns näher und wir bemerkten deutlich, daß ein Mensch zu Boden fiel und daß es sich um sein Leben handelte. Glücklicher-

weise steckte der Schlüssel in der Hinterthür, die durch die Mauer in den königlichen Park fiel, und mein Vater befahl der Bedienung, den Gefallenen zu retten. In wenigen Augenblicken war es geschehen. Die kleine Thür wurde leise geöffnet. Einer unserer Leute ergriff den Mann, der sich über Sie beugte . . ."

„Er ist also ergriffen, verhaftet?"

„Ich weiß es nicht!" ihre Stimme klang etwas unsicher, indem sie diese Worte sprach. „Zu gleicher Zeit erfaßte der andere Diener Sie selbst, erhob Sie und trug Sie zu uns in den Garten, von wo wir Sie nachher hierher brachten, um Ihnen eine bessere Pflege schenken zu können. Wie bin ich erfreut, daß keine größere Gefahr Sie betroffen hat!"

„Wirklich — das erfreut Sie?"

Sie schlug die Augen nieder; sie wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Es erfreut auch mich, daß ich von Ihnen gerettet worden bin und . . ." Er wollte hinzugefügt haben: und von Ihrem Vater, allein er sprach seine Meinung nicht aus, sondern blieb bei dem stehen, was er geäußert hatte, indem sein Blick auf ihr ruhte. Dieser Augenblick besaß für ihn eine außerordentliche Anmuth.

„Meinem Verstande," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, „sind Sie ein unaufgelös'tes, unerklärliches Räthsel — und doch sind Sie meinem Her-

zen so klar, so faßlich," sprach er weiter mit leiser, fast flüsternder Stimme. „Ich kenne Sie," fuhr er fort; „ich kenne Ihre Neigung für das Ueberraschende; für das etwas Sonderbare, für eine frische, obgleich vielleicht etwas überspannte Art und Weise, die Welt zu betrachten; vor allen Dingen fühle ich in diesem Augenblick mit der innigsten Dankbarkeit Alles, was ich Ihnen schuldig bin, für Ihr theilnehmendes Herz, Ihr Wohlwollen gegen einen Wehrlosen — und doch kenne ich noch nicht Ihren Namen. Es scheint mir, als seien Sie keine geborne Schwedin. Wenn Sie in Schweden geboren sind, werden doch gewiß Ihre Eltern — wenn ich rathen darf — von . . . ja, ich weiß nicht, von woher eingewandert sein."

„Sie haben Recht, ich bin eine Französin."

„Und Ihr Name, wenn Sie meine Bitte verzeihen?"

„Ange de la Vauvenard."

„Irre ich mich vielleicht, mein Fräulein, aber ich glaube, ein de la Vauvenard stand in hoher Gunst bei Ludwig XV."

„Ach nein, das war ein leichtsinniger junger Mann, aber er gehörte nicht zu unserer Familie; er hieß außerdem nicht Vauvenard, sondern Vauvenardier. Uebrigens stammen wir aus dem südlichen Frankreich. Jedoch mein Vater wird Ihnen nähere Auskunft darüber geben können, wenn Sie sich, Herr Baron, für

Genealogie interessiren sollten; ich habe mich nie um dergleichen gekümmert. Reden wir lieber von ...“

„Wovon?“ frug Ankarsparre. „Schönheit, Güte, Unschuld und ein ungekünsteltes Wesen haben überall dieselben Stammväter: den Engel in einem guten Herzen, die Harmonie in einer reinen Natur. Ich setze gern alle genealogische Tabellen bei Seite, um nur an die Wahrheit zu glauben, die aus Ihren Augen strahlt. O, sagen Sie, wovon reden wir?“

„Ich weiß es nicht!“ flüsterte sie.

„Mir fällt etwas ein!“ rief Ankarsparre.

„Reden Sie!“

„Wir haben einander sechs Mal gesehen: heute führt mich das Glück zum siebenten Mal in Ihre Nähe.“

„Reden Sie nicht von dem Vergangenen,“ meinte Ange; „ich schäme mich fast vor mir selbst. Ich war im höchsten Grade sonderbar: ich war wirklich nahe daran ...“

„... mich zu verzaubern — das thaten Sie wirklich.“

„Hören Sie mich an, denn, wenn Sie es erlauben, werde ich mich näher erklären. Ich liebe es, allein zu promeniren, weil ich in solcher Weise meinen Neigungen und Einfällen freieren Lauf lassen kann, als wenn ich Jemanden habe, der mich begleitet. Der Zufall hatte mich nach Carlsberg geführt, und wäh-

rend ich mich dort aufhielt, hörte ich ein ganz interessantes Gespräch — Sie werden selbst wissen, daß es ziemlich intim war — zwischen Ihnen und dem Echo. Ich muß gestehen, daß ich mich kaum des Lachens wehren konnte. Ein kleiner Scherz fiel mir ein, und Sie wissen, wie ich denselben ausführte. Aufrichtig muß ich nun auch bekennen, daß ich an den darauffolgenden Tagen absichtlich nach Carlsberg zurückkehrte, und zwar nur in der bösen Absicht, in meinem Scherze fortzufahren. Nun, sind Sie mir böse?"

„Nein, mein Fräulein, gewiß nicht: aus dem Scherze — kann Ernst werden!" bemerkte er mit Gewicht auf den letzten Worten.

„Keine Prophezeihungen, Herr Baron!" lächelte Ange, die nun ihren Frohsinn wieder erhalten hatte. „Aber was war es, was Ihnen einfiel?"

„Richtig, ja — es ist das siebente Mal, das ich Sie sehe, mein Fräulein. Ich werde einen kleinen Tempel in einem schönen Parke an einem romantischen Orte errichten lassen."

„Thun Sie das nicht, Baron, das wird gar zu romantisch werden. Monumente liebe ich nicht, sie flößen mir eher Grauen ein. Steine, die bemoos't sind, Büsten, um die nur die Vögel sich kümmern, die sie als grüne Zweige betrachten, und sich auf denselben ausruhen, Pyramiden, die mit ihren Spitzen nicht so hoch reichen, wie eine Schwalbe fliegt, und

Tempel, in welchen kein Gottesdienst gehalten worden ... nein, um Gotteswillen, Herr Baron, sentimental bin ich nicht! Geben Sie lieber irgend einem Armen eine Gabe, das würde mich viel mehr erfreuen!"

Sie hatte Recht, wenigstens zum Theil; allein er wollte doch nicht seinen Vorschlag fallen lassen.

„Der Tempel, sagte er, „soll sich auf sechs Colonnen erheben; auf jeder Colonne soll der Tag bezeichnet werden; als ich Sie zum ersten Male sah."

„Nun, aber der siebente Tag?" bemerkte sie schelmisch.

„In dem Tempel wird ein Altar errichtet, an dessen Fuß soll dieser Tag eingehauen werden, und Ihr Brustbild, mein Fräulein soll auf dem Altare selbst aufgestellt werden."

„Und Sie sollten mich wirklich in einer solchen Weise aller Welt blosstellen wollen?"

„Sie irren sich, man wird Sie bewundern."

„Ach nein, man wird mich tadeln, daß ich Jemand erlaubt habe, mein Bild in einen Tempel hinzustellen! Die Tempel sind für andere Bilder bestimmt."

„Allein man wird schon wissen, daß es Ihr Bild ist. In dem Frontespice des Tempel werde ich Ange de la Vauvenard in Marmor aushauen lassen."

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihren Plan ein wenig berichtige und verändere?"

„Reden Sie!"

„Vor allen Dingen lassen Sie den Gedanken, mein Bild auf den Altar zu stellen, fallen; stellen Sie dort lieber z. B. nur eine Blume; dieselbe könnte ja ... ach ja, was weiß ich, vorstellen! Eine Blume ist ein Gebet der Erde an den Himmel: deshalb ist jede Blume so schön, so einfach; deshalb wendet sie alle ihre Kelche gegen die Sonne. Ferner schreiben Sie in den Frontespice nicht Ange de la Vauvenard, sondern z. B. das Wort Freundschaft."

„Ach — Freundschaft!... Nein," fuhr er darauf fort, „das kann ich nicht; meine Freundschaft, dieses herrliche, ernste und ruhige Gefühl, das ich die Liebe des Verstandes nennen möchte, habe ich bereits verschenkt."

„Und Sie sollten nicht auch mir dort einen Platz einräumen wollen?"

„Ach, mein Fräulein, der Verstand kann, wie das Herz, nur einmal lieben — verfügen Sie über das letztere: das ist frei."

„Und dieser Freund?"

„... ist der redlichste, rechtschaffenste, edelste, entschlossenste Freund, den Jemand besitzen kann."

„Ihre künftige Braut, Herr Baron, wird gewiß sehr eifersüchtig auf diesen Freund werden."

„Das befürchte ich nicht, sie wird sich, so wie ich, zu einem solchen Freunde Glück wünschen; sein rechtschaffenes, fröhliches und frisches Wesen wird auch

sie ansprechen. Die Liebe ist ein junges, schüchternes und warmblütiges Mädchen, das unser Leben verschönert, dessen Anmuth erhöht und den Kummer aus unsrer Nähe verbannt, das uns tröstet, ermuntert, belebt und verbessert — die Freundschaft ist ein Mann, dessen kräftiger Arm uns bei den schweren Kämpfen stützt, in die wir mitunter gerathen; Liebe und Freundschaft ist gleichsam ein Ehepaar, welches sehr wohl beisammen in unsrer Brust, in unsern Gefühlen und Gedanken wohnen kann; aber wenn die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich auf das Himmlische wendet, beschäftigt die Freundschaft sich mehr mit dem irdischen Menschen. Und sie gedeihen sehr wohl beisammen, diese beiden Gefühle. Die Liebe entwickelt das Milde in unseren Herzen, die Freundschaft das Starke, und man muß sowohl mild, als stark sein, um Harmonie in sein eignes Wesen zu bringen. Ach nein, die Liebe hat nichts von der Freundschaft zu fürchten, am allerwenigsten von einem Freunde, wie dem meinigen! Wenn Sie ihn doch gesehen hätten: er ist mir so ähnlich, daß Sie uns kaum unterscheiden werden können."

Ange erröthete und erblaßte abwechselnd, während Ankarsparre so sprach. Ihr Auge strahlte in einem höhern Feuer, und die dunklen, leichten Locken flatterten hin und her bei den eben so schelmischen wie stolzen Bewegungen ihres Kopfes. Der Gegenstand begeisterte

ein Herz des wärmern Südens, woselbst die Liebe weit mehr der Grundton des Lebens ist, als bei dem Nordländer. Ohne den letztern Theil des Gesprächs beachtet zu haben, antwortete sie in Bezug auf den ersteren:

„Sie irren sich, Baron! Die Liebe ist ein selbstständiger Begriff; die Stunde ihrer Geburt ist auch unsere wahre Geburtsstunde. Wir leben nicht, bevor wir lieben, wir leben nämlich vorher kein Leben des Glücks, der hohen Genüsse und der schönsten Phantasien, kein Leben, das irgend eine wirkliche Bedeutung hatte; es ist die Liebe, die uns erst zur Einsicht, zu einer höhern Ansicht der Welt verhilft. Ach nein, nein, die Liebe braucht keinen Zwillingsbruder Freundschaft! die Freundschaft ist nur der bleiche Schatten der Liebe, sie hat dieselbe Form, aber sie hat nicht den Glanz des Auges, das Feuer des Herzens, die Gluth der Seele. Die Liebe ist die Selbstständigkeit des Herzens, die geistige Befähigung des Gefühls, die Begeisterung der Vernunft; die Freundschaft ist nur eine Copie der Liebe, ist nur einfach eine Nachahmung, ein unächter Diamant.“

Sie sprach mit Wärme und Begeisterung, und bei jedem Worte wurde sie schöner. Ankarsparre's Herz klopfte heftig, und er konnte sich nur mit Mühe enthalten, ihr zu Füßen zu fallen.

Wir begeben uns jetzt in ein Zimmer, auf der andern Seite des Corridors.

In die finstre Nacht hinausblickend, stand dort Graf de la Vauvenard, gegen eine Fensterpfoste gelehnt. Es war, als haftete sein Blick nur auf einem einzigen Gegenstand, aber Alles war in Finsterniß gehüllt — vielleicht blickte er eher in sein eignes Innere, als in den Raum hinaus.

Plötzlich ging die Thüre auf, und er wandte sich um.

„Nun?“ frug er ungeduldig den Eintretenden.

„Der Mann ist schon hier, Herr Graf; wenn Sie erlauben, daß er eintreten kann?“

„Führe ihn sogleich herein!“

Ein Mann in einem grauen Rocke, noch immer den Hut tief in die Stirn gedrückt, trat ein. Als er die Kopfbedeckung abnahm, erkannte man Conrad.

Der Graf und Conrad betrachteten sich einander eine Weile. Der Letztere schien überrascht zu sein.

„Kennst Du mich vielleicht nicht wieder?“ frug Vauvenard.

„Sie waren es, der mir den Brief an Baron Ankarsparre gab, und Sie sind derjenige, welcher im Hause der Freiherrin gegen mich auftrat . . .“

„. . . Und meine Hand war es, die den Degen aus der Deinigen riß, als Du im Begriff warst, Deinen eigenen Herrn niederzustoßen.“

Conrad zitterte. Er fürchtete vielleicht weniger in Bezug auf die Mordthat, die er hatte begehen wollen, aber der Ausdruck des Antlitzes, welches ihm jetzt gegenüber stand, flößte ihm Schrecken ein.

„Ist es Ihre Absicht, mich zu verrathen?“ frug Conrad, und senkte den Blick zu Boden.

„Dein Kopf liegt in meiner Hand — merke Dir das: Dein Kopf.“

Die strenge Stimme, das ernste Gesicht, das Blasse, Harte und Kalte in dem ganzen Wesen machte ihn schaudern, und jagte jeden Blutstropfen aus seinen Wangen.

„Willst Du mir das Schreiben der Freiherrin herausgeben?“ fuhr Vauvenard fort.

Bei dieser Frage erhob Conrad sein Haupt, und warf einen kurzen, aber forschenden Blick auf ihn.

„Herausgeben?“ antwortete er. „Nein, Herr, das thue ich nicht. Thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber das Schreiben behalte ich.“

„Nun, dann werde ich nicht unterlassen, so zu handeln, wie es meine Pflicht ist,“ äußerte der Graf kalt.

Und darauf näherte er sich der Thüre.

„Herr, was beabsichtigen Sie?“ rief Conrad aus.

„Still,“ antwortete Vauvenard — „es ist jetzt zu spät!“

In der Thüre befanden sich zwei Glasscheiben, über welche ein Vorhang herabfiel. Der Graf ergriff zwei seidne Schnuren, die an den Seiten herabhingen, und der Vorhang theilte sich.

„Komm hierher, Conrad, und Du sollst etwas sehen!“

Conrad näherte sich vorsichtig, und blickte durch die Scheiben. Durch zwei oder drei dunkle Zimmer, und hinter denselben sah er einen Lichtschein schimmern. Der klare Schein bestrahlte zwei Personen, die ihm jetzt gerade gegenübersaßen. Er glaubte die Züge derselben wieder zu erkennen, aber er zweifelte doch noch, ob er richtig gesehen habe. Allein er irrte sich nicht, es war wirklich Ankarsparre, der neben einer ihm nicht ganz unbekannten Dame saß. Bei dem Anblick eines Mannes, den zu tödten, er einige wenige Stunden früher in Begriff gewesen war, bebte er unwiderstehlich zurück.

Er fühlte, wie der kalte Angstschweiß von seiner Stirne tropfte; der Gedanke, daß seine Stunde geschlagen, erfüllte ihn mit Furcht und Entsetzen. Man brauchte ihn nur der Gerechtigkeit zu überliefern, und keine Macht würde es nachher vermögen, ihn zu retten. Er blickte Vauvenard an, um dessen Gedanken zu erforschen; allein das Antlitz des Grafen trug immer denselben harten Ausdruck, in welchem weiter nichts zu lesen stand, als ein Todesurtheil in Stein gehauen.

„Was fordern Sie von mir?“

„Das Schreiben.“

„Das gebe ich nicht heraus; es ist mein einziger Rettungsanker, mein einziger . . .“

„. . . Strohhalm, meinst Du? Merke Dir genau, was ich Dir jetzt sagen werde!“

„Ich höre.“

„Hast Du Veranlassung, Deinen Herrn zu hassen?“

Conrad antwortete nicht, aber sein Gesicht verzog sich und sprach von den wilden Leidenschaften, die in seinem Innern wühlten.

„Ich habe kein Interesse daran, die Veranlassung eines Hasses zu erforschen, oder derselben nachzuspüren. — Mag Jeder seine Gründe für sich behalten — allein Du hast den Entschluß gefaßt, Dich zu rächen?“

„Beim Himmel und Hölle, das habe ich!“

„Aber, wenn es noch einen Andern gäbe, der gleichfalls Veranlassung hätte, Deinen Herrn zu hassen, und der, wie Du, eine blutige Rache forderte?“

„Ah!“

„Wenn derselbe Dir nun nicht erlauben wollte, daß Du ihn seines Opfers beraubtest, was würdest Du davon sagen?“

„Ich würde ihm meine Freundschaft, meine Bewunderung, meine Achtung schenken. Wenn er einer meines Gleichen wäre, würde ich ihn an mein Herz drücken, und wenn er über mir stände, würde ich vor ihm meine Knie beugen.“

„Würdest Du auch Deine Rache mit ihm theilen?“

„Nie, nie!“ rief Conrad leidenschaftlich. „Diejenige, die man liebt, will man allein lieben, den, welchen man haßt, will man gleichfalls allein hassen!“

„Gieb mir das Schreiben der Freiherrin heraus!“

„Sie haben meine Antwort gehört . . . nein!“

Eine Weile verstrich, und Conrad versank in tiefes Nachsinnen. Er fühlte, daß er schwankte; aber plötzlich tauchte ein Bild vor ihm auf, er glaubte zu sehen . . . doch davon später — und die dunkle Gluth des Hasses flammte wieder in seiner Seele empor.

„Ich gebe nichts heraus!“

„Es ist also unnütz, daß wir das Gespräch fortsetzen!“ Und de la Vauvenard erfaßte den Thürgriff.

Conrad fuhr zusammen, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

„Höre mir zu! Wenn zwei Personen dieselbe Rache üben wollen, und die eine nicht seine Rache der andern opfern will . . .“

„Nun?“

„. . . muß die Vorsehung darüber entscheiden, wer der Rechte ist.“

„Die Vorsehung — ich verstehe Sie nicht? Was hat sie damit zu thun?“

„Die Vorsehung oder der Zufall — laß die Würfel entscheiden.“

„Die Würfel?“

„Du bist nun entschlossen — Du gehst darauf ein?“

„Nein! Verfahren Sie mit mir, wie es Ihnen beliebt; man vermag zwar, mir meine Rache zu rauben, allein verschenken thu' ich sie nie!“

Vauvenard zögerte mit seiner Erwiederung. Daß er über die Maßregeln, die er ergreifen wollte, bereits im Reinen sei, war deutlich genug, allein er schien sich doch zu besinnen.

Conrad empfand ein peinliches Gefühl. Der Haß war ihm in einem solchen Grade zur zweiten Natur geworden, daß der Gedanke, seiner Rache zu entsagen, ihn fast vernichtete. Er war so daran gewöhnt worden, die blinden Eindrücke der Leidenschaft herrschen zu lassen, ihnen wenigstens in seinem Innern freien Lauf zu geben, daß er kein anderes Ziel und keinen andern Zweck besaß. So lange hatte er die Rachepläne in seinem Innern verschlossen, sie so lange mit sich herumgetragen, daß sie ganz und gar mit seinem Lebenszweck verschmolzen waren. Bei ihm war es jedoch das Thier, welches sich mit der Vorsichtigkeit des Thieres seinem Opfer näherte; es war der niedrige Mensch, welcher sich nach der Befriedigung sehnte und schleichend seine rohen, ihn beherrschenden Wünsche zu erfüllen strebte. Aber wenn er in Betreff seiner Rache blind war, war er es nicht in Betreff der Ge-

fahr; und ungeachtet er sich mit der höchsten Befriedigung, im Gefühle des höchsten Genusses die Mordwaffe über Ankarsparre schwebend dachte, schauderte ihm doch bei dem Gedanken, daß sie gleichfalls über ihm selbst schwebe. Er hatte sich mit allen denkbaren Vorsichtsmaßregeln umgeben, und doch war sein Versuch, seinen Herrn zu tödten, mißglückt; der bittere Gram erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er selbst in die Grube gefallen, die er Andern gegraben. So wild, wie der Wolf ist, wenn er angreift, so feige zeigt er sich in der Gefangenschaft. Es verhielt sich fast in derselben Weise mit Conrad; es schien, als vermochte nichts ihm die Hoffnung auf Rache zu rauben, und doch zitterte er vor einer Angebung.

Vauvenard klingelte. Ein Diener trat ein.

„Laß sie eintreten!“ befahl er.

Und während noch die Thüre offen stand, traten zwei Polizeidiener ein.

„Warten Sie hier!“ sagte er zu diesen und entfernte sich durch die Thüre, welche in die übrigen Zimmer führte.

Die neue Gesellschaft war für Conrad nicht die angenehmste. Die Gefahr war ihm nur noch näher getreten, und zwar in einer Gestalt, welche von allen Gefühlen das unangenehmste: die Furcht, hervorrief. Die kleinen Augen wurden fast noch kleiner und zogen sich in ihre Vertiefung zurück, indem sie sich mit dem

letzten Strahl eines hartnäckigen, unbiegsamen Charakters bewaffneten; sein Puls schlug unruhig, und die Schnelligkeit steigerte sich immer fort, je mehr er über seine Lage nachsann. Er sah keine Rettung mehr: der Gerechtigkeit überliefert, würde es mit ihm schnell zu Ende sein. Er schloß seine Augen, um nicht die Polizeidiener zu sehen, und drückte sich unwillkürlich ganz in einen Winkel hinein. Das Fieber — das Fieber der Furcht und des Entsetzens — nahm mit jeder Minute zu.

Allein wie sonderbar ist die Natur des Menschen; trotzdem, daß der Untergang ihm so deutlich gegenüberstand, gab er doch nicht seine Hoffnung auf Rache auf.

„Die Liebe ist eine Schildjungfrau," fuhr Ange in ihrem Gespräche mit Ankarsparre fort; „mit weiblicher Milde webt sie Gold in das Leben des Geliebten, aber sie geht auch für ihn in den Tod!"

Sie strich die Locken von der Stirn zurück und warf einen Blick auf ihn, aus welchem ihr ganzes glühendes Herz sprach.

„Sie dürften Recht haben," fügte sie darauf hinzu; „ich erinnere mich, daß Madame Staël gesagt hat: die Liebe ist, in Bezug auf das Weib, die Geschichte seines Lebens; im Leben des Mannes bildet sie nur eine Epi-

sode. Lieben und geliebt zu werden ist das höchste Streben eines Weibes. Euch Männern ist es nur eine Nebensache, ein flüchtiges Bedürfniß. Das ist nicht schön. Nein, ich will Niemanden lieben. Lieben, um verrathen zu werden — o, das ist grausam!“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber er hörte Tritte hinter sich. Sowohl Ange, wie er, erhoben sich zu gleicher Zeit. Ihr blühendes, begeistertes Aussehen verschwand — sie war plötzlich in ein stolzes, fast kaltes Wesen verwandelt, welches, so schien es wohl, Pflichten zu erfüllen, aber keine Neigungen besaß, welchen sie lebte.

„Mein Vater!“ sprach sie, als der Fremde eintrat.

Ankarsparre, der mit der ganzen Wärme eines jungen, offenen Mannes ihm entgegenzugehen gedachte, und der seine Dankbarkeit für die Hilfe, die man ihm gegeben, aussprechen wollte, fühlte gleichsam, wie sein Herz sich zusammenschnürte, indem das eisige Antlitz des Grafen de la Vauvenard ihn anblickte; der Eindruck strich wie eine kalte Octobernacht über die Rosen hin, die durch Ange's Blicke in seiner Brust aufgeblüht waren.

„Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank,“ sprach er, aber in einer abgemessenen, schüchternen Weise, „für die Freundschaft und Artigkeit, die sie mir erzeigt haben! Ich fühle mich glücklich . . .“

Es war ihm ganz und gar unmöglich, weiter zu reden, in einem solchen Grade erstarrte er, dem stren=

gen, von keinem warmen Gefühl redenden, fast durchbohrenden Blicke gegenüber, mit welchem er ihn maaß.

„Sie haben mir nichts zu verdanken," antwortete er. „Es ist vielmehr meine Tochter, die sich viel mehr um Ihre Rettung verdient gemacht hatte — ich befasse mich mit dergleichen nicht."

Es war, als habe ein Automat von Eisen gesprochen. Indem die Worte über seine Lippen gingen, war es Ankarsparre, als höre er das monotone Knarren der Zapfen und Räder, der Zähne und des Hebearmes einer Maschine.

„Sie haben sich selbst nicht damit abgegeben, ich weiß es, Herr Graf; allein Sie erzeigten mir doch das Wohlwollen, Ihre Bedienung damit zu beauftragen..."

„Es war meine Tochter, welche diesen Auftrag ertheilte."

Diese kurze, nackte, herzlose Antwort entwaffnete Ankarsparre und verwundete ihn sogar; aber er vergaß deshalb nicht, was er einem Manne schuldig war, dem er sein Leben zu verdanken hatte. „Hinter diesem harten Aeußern klopft doch vielleicht ein weiches Herz," dachte er, „wenn es auch nicht mir entgegenfliegt. Bestürmt von Ehrfurcht und Liebe, dürfte es doch früher oder später in die Hände des Siegers fallen." In solcher Weise tröstete er sich. Ange, die sich wahrscheinlich vor dem Eindruck fürchtete, welchen die Antwort des Vaters herbeiführen dürfte, näherte sich ihm sofort.

„Mein Vater hat Recht, Herr Baron; ich war es allerdings, die die größte Theilnahme für Sie hegte — das heißt für den unbekannten Unglücklichen, welcher dem rasenden Pöbel unterlag; mein Vater, der von seiner frühesten Jugend an ein Interesse an den großen politischen Ereignissen der Welt findet, war ganz und gar mit einem soeben angelangten Schreiben beschäftigt . . . Nicht wahr, mein Vater?“

Diese Worte wurden in einer so bittenden, milden Weise ausgesprochen, daß sie auf Ankarsparre einen lebhaften Eindruck machten. Vauvenard antwortete nur:

„Du hast Recht, Ange!“

Aber diese Antwort genügte Ange vollkommen, es war vielleicht mehr, als sie erwartet hatte; ihr Antlitz strahlte vor Befriedigung.

Der Graf wandte sich an seine Tochter.

„Darf ich einige Worte mit Dir reden?“ sprach er.

Vater und Tochter traten in eine Fensternische.

„Hast Du seine Brust untersucht?“

„Ja!“ antwortete sie fast flüsternd.

„Sahest Du das Zeichen?“

„Ja!“

„Ein Kreuz und darüber zwei Degen, die gleichfalls einander kreuzten?“

„Sie kennen das Zeichen, mein Vater?“

„Trägt er dieses Zeichen gerade über dem Herzen?“

„Ja, ja!“

Der Blick, den der Graf jetzt auf Ankarsparre warf, war der eines rächenden Mordengels. Die stolze, freie Seele Ange's fühlte sich schwach und furchtsam.

„Möchten Sie wohl so gut sein, Herr Baron, mich in meinem Zimmer zu besuchen?“ frug Vauvenard unmittelbar darauf. Die Hand, welche er dabei langsam ausstreckte, indem er auf seine Zimmer deutete, war schwarz; aber Ankarsparre war zu sehr von der eben so unvermutheten, wie überraschenden Einladung verwundert, als daß er dies hätte beachten sollen. Ein Hoffnungsstrahl schoß in seinem Innern auf und er wähnte, ein freundlicheres Verhältniß dürfe möglicherweise jetzt unter vier Augen eintreten.

Er folgte dem Grafen sofort.

Hätte er nur einen einzigen flüchtigen Blick auf Ange geworfen, er würde gesehen haben, wie unruhig, wie ängstlich sie war. Mit furchtsamen, fast lautlosen Tritten schritt sie hinter ihnen und trat gleichfalls in das Zimmer ihres Vaters.

Je länger Vauvenard mit seiner Zurückkunft zögerte, je unangenehmer und peinlicher wurde Conrads Lage.

Der Rest von Muth, den er noch besaß, als der Graf sich entfernte, verschwand mit jedem Augenblicke

immer mehr und mehr. Solche Naturen, wie Conrad, sind muthig, so lange der Rausch der gröbern, niedrigern Leidenschaft noch in voller Thätigkeit ist; aber wie ein gewöhnlicher Rausch, verrauscht auch dieser allmälig. Dieser Uebergang ist bei Einigen schnell, bei Andern langsam, gewiß ist er bei Allen. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß das Gewissen irgend einen Antheil an diesem Wechsel hatte, so viel ist doch gewiß, daß sein Blut nicht mehr so heftig wallte, daß die blutigen Irrbilder der Rache verschwanden und daß, nachdem die Spannung der aufgeregten Phantasie nachgelassen, nur noch der schlechtere Theil seines innern Menschen zurückblieb — und dieser war ein Feigling.

Als Vauvenard zurückkehrte und nun gleichfalls Ankarsparre Conrad gegenüberstand, fühlte er, daß er schwankte.

„Hier," sprach Vauvenard und deutete auf Conrad, „hier . . ."

Ein zum Tode Verurtheilter kann nicht tiefer erschüttert sein, als Conrad in diesem Augenblicke.

„Du, Conrad?" rief Ankarsparre.

Jetzt erinnerte er sich klar an das ganze Ereigniß im Parke, an den Kampf, den er dort bestanden, an den Verrath, dem er dort ausgesetzt gewesen war.

„Ah, ich will die Sache der Gerechtigkeit übergeben!" rief er. „Die Verbrecher müssen ergriffen werden, und die Strafe . . ."

„Er, Conrad, Ihr Diener? . . .“

„Sie haben Recht! Ich kenne genug von ihnen: den Gardisten Pistol, das Mädchen Lena . . .“

Während er so sprach, notirte einer der Polizeidiener eifrig die genannten Namen.

„Diese Polizeidiener . . .“ bemerkte Vauvenard.

„. . . Ich will mit ihnen reden. Kommen Sie näher, meine Herren — ich will . . .“

Conrad war vernichtet; er fiel seinem Herrn zu Füßen.

„Wenn Sie es erlauben, verhaften wir ihn sofort und bringen ihn in sichern Gewahrsam.

„Wie so?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, es ist am besten, daß wir ihn sofort in das Gefängniß abführen!“ fiel einer der Polizeidiener ein und deutete auf Conrad.

„Ihn?“

Es war keinem Zweifel unterworfen — Conrad war verloren. Erschöpft sank sein Kopf nieder und er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich verstehe Sie in der That nicht!“ bemerkte Ankarsparre.

„Als meine Leute sie retteten,“ fuhr Vauvenard fort, „lag Conrad mit der ganzen Wucht seines Körpers über Sie ausgestreckt.“

„Conrad?“

„Ja. Er hatte den Degen ergriffen; er hielt mit starker Hand die Klinge.“

„Was höre ich?“

Man verspürte einen thierischen, unterdrückten Ausruf, welcher von Conrads zitternden, blaßblauen Lippen kam.

„Es ist die Wahrheit!“ fuhr Vauvenard fort. „Man sollte kaum glauben, daß ein Diener . . .“

„Um Gotteswillen . . .“

„Herr, Herr!“ rief Conrad, und die höchste Verzweiflung sprach aus seinem Antlitz.

„. . . Man sollte kaum glauben, daß ein Diener den Muth besäße — das Leben für seinen Herrn zu wagen, sich auf den Mörder zu werfen und ihm die Waffe gerade in dem Augenblicke aus der Hand zu reißen, in welchem der Todesstoß gegeben werden sollte. Bewundern Sie diesen Diener, Herr Baron, er ist mit Gold, mit keinem Vertrauen aufzuwägen. Ich wollte, ich besäß' einen solchen Diener — allein es giebt solche zu wenig, als daß wir Alle dergleichen besitzen können!“

Welcher Wechsel, welche Veränderung für Conrad! Die Hände fielen nun von seinem Antlitz herab! er erhob wieder den Kopf; er wagte aufzuathmen. Die Vorstellung ist oft vernichtender und entsetzlicher, als die Wirklichkeit; ihm war jedoch zu Muthe, als sei er der bleiernen Hand des Todes entronnen.

„Mein Herr, mein bester Herr!“ rief er und wandte sich an Ankarsparre.

„Mein treuer Freund!“ sprach dieser und erhob den knienden Conrad. „Auch bei Dir stehe ich in Schuld, auch Dir habe ich mein Leben zu verdanken — und ich, der ich Dich einen Augenblick im Verdacht hatte.“

„Diese Herren, Herr Baron, habe ich herbeirufen lassen, damit Sie ihnen die Aufklärungen, oder Befehle ertheilen können, die Sie für nöthig erachten.“

Die Polizeidiener empfingen nun dergleichen Aufklärungen, worauf sie sich entfernten.

Die Treue, die Conrad gezeigt, indem er sich blosgestellt hatte, erfreute Ankarsparre außerordentlich — jede schöne, aufopfernde That flößt dem Edlen Freude ein. Von diesem Gefühle erfüllt, näherte er sich Ange, Conrad dagegen näherte sich Vauvenard.

„Wir sprachen vorher von Liebe — Sie haben hier den Beweis von der Liebe eines Dieners gehört! Würden Sie, mein Fräulein, wenn Sie Jemand sehr hochschätzten, gleichfalls Ihr Leben für ihn wagen können?“

„Ich möchte nicht gern sagen, es sei ein **Leichtes** — es würde mir viel eher **lieb** sein.“

Ihre Worte waren so zuversichtlich, daß er an denselben nicht zweifeln konnte. Treuherzig ergriff er ihre Hand; sie zog sie nicht zurück. Die kleine, weiche, weiße Hand ruhte in der seinigen und ein erotisches Fieber durchbebte sein Herz. Allein, als er einen leichten Händedruck wagte, bemerkte er, daß sie einen Siegelring an einem ihrer Finger trug, und eher, um die feine, weiche Hand zu betrachten, als aus irgend einem andern Grunde, führte er sie an's Licht, als wollte er den Ring beschauen.

Er warf nun auch einen Blick auf denselben. Aber mechanisch ließ er die Hand fahren und zog die seinige entsetzt zurück; er las in dem Carneol des Ringes das Wort: „Rache."

„Was willst Du?" frug der Graf, als Conrad sich ihm näherte.

„Hier, Herr Graf," sagte er und übergab ihm das Schreiben der Freiherrin; „ich schenke Ihnen freiwillig dieses Papier. Thun Sie damit, was Ihnen beliebt — von diesem Augenblicke an können Sie auf mich bauen!"

„Ich werde nicht vergessen, die Frau Freiherrin in Kenntniß von dieser Aufmerksamkeit gegen sie zu setzen."

„Noch eins, Herr Graf: ich gehe auf Ihren Vorschlag ein.“

„Auf welchen?“

„Mögen die Würfel entscheiden — wer der Rechte ist!“

Ende des ersten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.